

## Anhang.

### Wert der Ahnentafeln für den Staat.

Was dem Enkel so wie dem Ahn frommt,  
Darüber hat man viel geträumet,  
Aber, worauf eben alles ankommt,  
Das wird vom Lehrer gewöhnlich versäümet.  
Goethe.

Wenn ich mich in früheren Abschnitten bemühte, eine Generationenfolge der hugenottischen Vorfahren von Familie Jassoy zu geben, um so allen Namensvettern den gemeinsamen Ursprung klar zu legen, so war ich mir wohl bewußt, daß für jeden heute lebenden Jassoy eine solche Ahnenkette bloß der namengebenden Familie zur Erforschung seiner eigentlichen Vorfahrenschaft nur sehr geringen Wert hat. Wenn man die Vorfahren einer Person kennen lernen will, darf man nicht nur den Vater und dessen männliche Ahnen gleichen Namens in Betracht ziehen, sondern man muß die Untersuchung auf die beiden Erzeuger, deren je zwei Erzeuger und so fort rückwärts ausdehnen, das heißt, man muß eine Ahnentafel, einen sog. Stammbaum aufstellen.

Eine solche Ahnentafel wird, die Identität von Eltern und Erzeugern vorausgesetzt, für echte Geschwister bis auf die Ausgangsperson gleichlautend sein. Trotzdem lehrt die tägliche Erfahrung, daß schon Geschwister in Körperbau und Charaktereigenschaften sehr voneinander abweichen können, da einmal die von den gleichen Vorfahren ererbten Keimanlagen bei jedem neu erzeugten Individuum in veränderter Mischung vorhanden sein werden, ferner die in der Zeit zwischen zwei Zeugungen entstandenen Änderungen in den Eigenschaften der Eltern durch Krankheiten, höheres Alter u. s. w. auf jedes später geborene Kind verändernd



einwirken dürften, endlich veränderte Lebensbedingungen, andere Erziehung, Schicksalszufälle aller Art, die Entwicklung der Keimanlagen bei jedem Einzelwesen verschieden beeinflussen.

Häufig ähneln Kinder bereits bei der Geburt einem der Großeltern mehr als den Eltern oder sie schlagen auf noch entferntere Ahnen zurück.

Bei solchen Stammbäumen kommt man freilich rasch zu äußerst umfangreichen Verzweigungen. Geht man von einem etwa im Jahre 1900 geborenen Kinde nur fünf Generationen, also in normalen Fällen um ein Jahrhundert zurück, so erhält man in dieser 5. Generation 16 Ahnen, die bekannten 16 Ahnen des Adels oder zusammengerechnet 30 direkte Vorfahren der Ausgangsperson. (Zwei Eltern, vier Großeltern, acht Urgroßeltern und 16 Ururgroßeltern.)

Ginge man gar weiter zurück, beispielsweise um fünf Jahrhunderte, was bei Generationenreihen doch recht häufig geschieht, so erhielte man in einem halben Jahrtausend ungefähr 22 Generationen, aber diese zählen bereits 2 097 152 Urahnen und 4 193 300 Vorfahren. Ginge man 30 Generationen zurück, also ins Zeitalter der letzten Kreuzzüge etwa, so erhielte man 536 871 112 Urahnen mit über einer Milliarde Vorfahren. Diese Riesenzahlen werden noch unmöglicher, wenn man bedenkt, daß jedes im Jahre 1900 auf der Erde geborene Kind eine gleiche Vorfahrenzahl besitzt und daß außerdem die zahlreichen, seit den Kreuzzügen ausgestorbenen Geschlechter zu berücksichtigen wären. Eine sehr starke Einschränkung, ein Ahnenverlust träte allerdings ein, wenn Einheiraten in mehr oder weniger nahe verwandte Familien öfter stattgefunden hätten.

Es folgt ohne weiteres, daß bei allen heute Lebenden solche Ahnenverluste häufig stattgefunden haben müssen, daß alle mehr oder weniger nahe miteinander verwandt sind, und es erklärt sich hieraus zugleich der gemeinsame Typus von Millionen von Menschen. Immerhin bleibt für jeden einzelnen trotz all der Einschränkungen durch Verwandtenehe beim Rückblick auf mehrere Jahrhunderte eine riesige Zahl von Ahnen übrig; von allen diesen Ahnen trägt er entwicklungsfähige Keimanlagen in sich. Sicher gehörten diese Abertausende von Ahnen den allerverschiedensten Ständen an; fast sicher waren darunter auch unheilbar Erkrankte, Degenerierte und Verbrecher. Mark Twain warnt daher ahnenstolze Leute vor der Aufstellung von Stammbäumen, da man immer auf einen Gehängten komme.

Wahrscheinlich werden freilich die jüngst ererbten Anlagen, etwa die von den Eltern, Großeltern und Urgroßeltern erhaltenen, die von früheren Vorfahren an Stärke und Entwicklungsfähigkeit übertreffen. Daß aber



auch sehr alte Erbkeime wirkungsfähig bleiben können, haben Züchtungsversuche bei Mäusen, Meerschweinchen, Tauben und anderen sich rasch vermehrenden Tieren, deren Stammbäume genau verfolgt wurden, gezeigt.

Die Affenspitze am Ohrande vieler Menschen (das sog. Makakohr), die so häufige Vielbrüstigkeit beider Geschlechter (etwa 11 Prozent), die Kiemenbögen, der Schwanz und die Wollbehaarung des menschlichen Embryos, die verkümmerten Bewegungsmuskeln am Ohr und die Nickhaut am Auge, der berüchtigte Wurmfortsatz, der bei harte Pflanzenteile verzehrenden Vorfahren die Größe und Aufgabe eines zweiten Magens hatte, beweisen, wie selbst ganz wertlos, ja schädlich gewordene Eigentümlichkeiten durch ungeheure Zeiträume vererbt werden können.

Bisweilen kommt es sogar vor, daß eine embryonale Bildung, wie z. B. die Kiemenbögen, die sonst nur vorübergehend noch einmal kurz an das Fischstadium von Urahnen erinnern, als sogenannte Halsfistel, die nichts anderes ist als die Kiemenspalte, beim Erwachsenen erhalten bleibt. In solch einem Individuum ist also ein Erbkeim nach Millionen Jahren langem Schlummer wieder voll entwickelt worden, ein sogenannter Rückschlag in Erscheinung getreten.

Allgemein bekannt ist es oder sollte es wenigstens sein, welche großen Gefahren die Vererbung in sich birgt. Ganze Geschlechter sind durch Einheirat in kranke und degenerierte Familien traurig zugrunde gegangen. Unsagbares Elend haben dem Mißbrauche des Alkohols, Opiums, Nikotins und anderer Genuß- oder Reizmittel zugängliche, gegen eigene lasterhafte Neigungen und Triebe energielose Menschen über ihre Familie und besonders über ihre Kinder und Kindeskinde gebracht. Daher einer der wichtigsten, vielleicht der allerwichtigste Moralgrundsatz also lauten sollte:

Lebe so, daß deine Nachkommen deinen Wandel nie zu beklagen haben.

Fast noch entscheidender als für den einzelnen ist die Bedeutung der Erhaltung einer geistig und körperlich gesunden Nachkommenschaft für den Staat; denn der Staat hat die zwingende Aufgabe, die nützlichen Eigenschaften seiner Bürger mit allen seinen Kräften zu vermehren, falls er selbst lebensfähig bleiben will. Nun ist ja zweifellos, daß die bei der Zeugung erhaltenen Keimanlagen eines Individuums die Quelle aller sonstigen Güter sind; denn ohne angeborene gute körperliche und geistige Anlagen und Triebe ist jede Förderung durch Erziehung und Schule vergeblich. Es ist ebenso zweifellos, daß nur der gesunde, kenntnisreiche,



kunstbegabte, den Weisheitslehren und Erfahrungen früherer Geschlechter zugängliche, für soziale Aufgaben empfängliche Mensch selbst wieder materielle und geistige Güter hervorbringen, vorhandene mehren kann und dem Staate ein tüchtiger Bürger sein wird. Demnach ist die Erhaltung und tunliche Vermehrung gewisser vererbbarer Qualitäten meiner Ansicht nach die wichtigste Aufgabe einer naturgemäßen Politik. Natürlich denke ich nicht an eine zielbewußte, planmäßige Auslese der Geeignetsten etwa nach Art der Züchtung edler Haustiere; hierzu besitzt der Staat kein Recht und kein genügend sachverständiges Urteil. Dagegen kann er sehr gut einer natürlichen Selbstauslese freie Bahn schaffen, indem er störende oder entgegenwirkende Einrichtungen vermeidet und vorhandene beseitigt.

Jeder Eheschließende müßte zum Beispiel dem Standesamte ein gewissenhaftes ärztliches Attest vorlegen. Personen, die mit leicht übertragbaren Krankheiten behaftet sind oder noch vor kurzem daran gelitten haben, Nervenschwache, Geistesschwache, besonders aber Epileptische und überhaupt Geistesranke, desgleichen auch solche, die deutliche Entartungsmerkmale an sich tragen oder in deren kurzem Stammbaume sowie dessen Seitenzweigen derartige Erscheinungen in schwerer Form nachweisbar sind, wäre die Eheschließung zu untersagen. Würde sie trotzdem erlistet, so wäre Strafe, Entziehung staatlicher Anstellung, Unterstützung und Pension und, wenn die Ehe im Auslande geschlossen wurde, Ausweisung darauf zu setzen.

Alles, was den Hauptzweck einer Ehe, tüchtige gesunde Kinder zu erzeugen und aufzuziehen, verhindert, müßte als Ehescheidungsgrund gelten dürfen.

Wilde Ehen würden staatsrechtlich den erlisteten Ehen gleichgesetzt. Im übrigen hätten uneheliche Kinder die gleichen bürgerlichen Rechte gegen ihre Erzeuger wie in der Ehe geborene, trügen auch wie diese den Namen des Vaters resp. Erzeugers.

Jeder taugliche männliche Bürger wäre, wie heute schon, verpflichtet zum unentgeltlichen Heeresdienst, jeder arbeitsfähige weibliche, wie jeder arbeitsfähige, aber militäruntaugliche männliche zur gleichlangen Tätigkeit in Betrieben, die sich soziale Aufgaben stellen. Wer hierbei sich auszeichnet, müßte staatlich begünstigt werden, denn der Staat muß solche Individuen fördern, die das Bedürfnis haben, sich als Glied einer Gesamtheit zu fühlen und für das Wohl dieser Gesamtheit, selbst auf Kosten des eigenen Ichs, einzutreten. Wie es heutzutage ganz selbstverständlich ist, daß der Kapitän als letzter sein sinkendes Schiff



verläßt, so müßte jeder Staatsbürger für eine ihm von der Gesamtheit gestellte Aufgabe ganz selbstverständlich bis zum letzten Blutstropfen einzustehen haben.

Das Interesse an frühzeitiger Eheschließung und nicht zu geringer Kinderzahl würde gefördert durch wesentliche Steuererleichterung der mehrköpfigen Familien sowie durch die Einrichtung, daß jedes Kind verpflichtet wäre, etwa vom dreißigsten Lebensjahre an zum angemessenen Unterhalte noch lebender Eltern beizutragen. Ferner wäre für die Verwaltung jeden Amtes und Geschäftes eine tunlichst frühe Altersgrenze zu setzen, damit junge, kräftige Leute rasch in hohe Stellen aufzurücken vermögen.

Niemand dürfte, auch ein Kind nicht von den Eltern, mehr als ein Viertel einer größeren Hinterlassenschaft erben. Das einzige Kind würde so nicht mehr als ein Kind mit drei Geschwistern erhalten.

Das persönliche Interesse an gesunder Nachkommenschaft würde gefördert, wenn der Unterhalt Bedürftiger in erster Linie nicht dem Staate oder der Wohngemeinde, sondern den Blutsverwandten zur Last fiele. Die Einwanderung minderwertiger und kranker Ausländer wäre durch geeignete Gesetze zu verbieten, die Heranziehung Hervorragender auf alle erdenkliche Weise zu begünstigen.

Die Forderung der Ebenbürtigkeit bei den Heiraten der regierenden Familien wäre als züchtungswidrig fallen zu lassen, desgleichen das ausschließliche Erstgeburtsrecht. Regierungsunfähig machen nur die Mängel, die als Eehindernisse bereits Erwähnung fanden. Beim Tode eines Herrschers mit mehreren Söhnen sollte der Nachfolger aus der Zahl der großjährigen Söhne gewählt werden können. Dagegen halte ich die Wahl des überhaupt Trefflichsten auf den Thron oder Präsidentenstuhl für unmöglich, da meist erst die Nachwelt und fast nie die Mehrheit der Zeitgenossen richtig die Trefflichkeit eines Individuums zu beurteilen vermag.

Zur planmäßigen Züchtung der Intelligenz sollte die Volksschule für normale Kinder Unbemittelter völlig frei sein; für hervorragend Begabte auch die höhere Schule und Hochschule, Kunstakademie usw. Selbst der Unterhalt während dieser Zeit wäre unter Umständen vom Staate zu tragen. Aber höherer Unterricht wäre nur den wirklich Allerbegabtesten zugänglich zu machen. Entscheidend für die Aufnahme in die Hochschulen müßten neben großer Begabung und reichen Kenntnissen, die aber nicht durch sogenannte Prüfungen ermittelt werden, da Prüfungen wie in China geradezu eine Züchtung auf mangelnde



Produktivität sind, Gesundheit, Körperkraft und unter Umständen noch Verdienste der Vorfahren sein, so daß die Hochschulen den wirklichen »Adel« der Nation enthielten.

Examina sind zu vermeiden, denn es sind Einrichtungen, die bloß ergeben, was der Kandidat auswendig weiß, niemals aber das, was er zu leisten imstande ist. Sie züchten eine Bereitschaft des Gedächtnisses bis zum Verlust des eigenen Urteils, die Fähigkeit, seine Kenntnisse flach auszubreiten und sich so einen gelehrten Anstrich zu geben, statt der Fähigkeit, sie miteinander in Beziehung zu bringen und so ihren Wert zu vermehren, endlich die Geschicklichkeit, die Neigungen und Liebhabereien des Examinators zu benutzen. Alles ganz gute Eigenschaften für gewisse Unterbeamte, die sich nur um die Form, nicht um das Wesen der Dinge zu kümmern haben. Jeder andere braucht eigenes, gesundes, wenn auch langsames Urteil und zähe Ausdauer im Kampfe gegen Widerstände. Eigene Kenntnisse, aber ebenso notwendig die Fähigkeit, fremde Erfahrungen aufzusuchen und kritisch und richtig zu bewerten; endlich eine gewisse Gabe der Kombination, der Phantasie. Gerade diese Eigenschaften werden aber beim Examen nicht erkannt. Bei der jährlichen Aufnahmezahl in die höchsten Landesschulen brauchte zur Vermeidung geistigen Proletariates das Bedürfnis des Staates nicht überschritten zu werden, indem ein gewisses Erfahrungsverhältnis zur Volkszahl eingehalten würde, nötigenfalls durch Erhöhung der Anforderungen.

Soziale Gesinnung wäre, weil sie der Kern der Vaterlandsliebe ist, zu fördern. Daher tunlichste Verhinderung jeder Art unlauteren Wettbewerbes und Besserstellung derjenigen Berufe, die solchen unlauteren Wettbewerb von vornherein ausschließen.

Unbedingte Pflicht jeden Bürgers wäre, seine privaten Interessen denen des öffentlichen Wohles unterzuordnen. Des einzelnen Selbstsucht ist berechtigt und nötig, aber nur soweit nützlich, als sie dem höheren Interesse des Ganzen nicht im Wege steht, denn ohne Unterordnung und Zusammenwirken kann ein Fortschritt der Allgemeinheit nicht erzielt werden. Andererseits darf der Staatsegoismus die einzelnen Glieder des Staates nicht zu willenslosen Maschinen herabwürdigen; die einzelne Persönlichkeit ist tunlichst zu achten. Verwerflich ist daher auch jede reine Majoritätswirtschaft. Der Staat wird um so mehr Aufopferung des Einzelnen für die Gesamtheit erreichen, je mehr er selbst bereit ist, jedem Einzelnen Freiheit und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Der soziale Trieb ist dem Einzelnen angeboren oder er fehlt ihm, gerade so wie beispielsweise der Kunsttrieb und Sammeltrieb. Er kann



nicht durch Erziehung gegeben werden. Ihn durch entsprechenden Unterricht zu suggerieren, ist allerdings ebensogut möglich, wie durch Kirchenlehren Moral suggeriert werden kann, aber auch ebenso gefährlich. Der Unterricht wäre daher am zweckmäßigsten von jeder Suggestion frei zu halten und nur die denkbar beste Anleitung zur Benutzung des eigenen Urteils- und Einbildungsvermögens zu geben.

Die revolutionären Forderungen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind vom Gesichtspunkt dieser Zukunftspolitik zu billigen, sofern sie praktisch darauf hinauslaufen, für alle Individuen möglichst gleiche äußere Bedingungen im Wettbewerb um die Lebensbedürfnisse zu verlangen. Und doch ist diese Politik in ihren Zielen rein konservativ und aristokratisch, denn nur die Auslese und die Herrschaft des Erlesenen über die große Masse führen, wie in der Natur, so auch im Staate zum wahren Fortschritt.

Ich habe durch obige Beispiele im Fleischextraktstil andeuten wollen, in welcher Richtung sich eine naturgemäße Gesetzgebung bewegen könnte. Über das Thema selbst und die Begründung der Vorschläge ließe sich leicht ein vielbändiges Werk schreiben, doch finden Interessenten schon jetzt genügend Literatur über diese Fragen.

Solange aber Staatsgesetze, die den unerbittlichen Forderungen der Natur Rechnung tragen, noch nicht erlassen sind, weil — ja weil sehr viele Gesetze nur dann wirksam wären, wenn sie auf heute noch undurchführbaren, internationalen Abmachungen beruhten, weil ihnen Standesvorurteile, Klassen- und Rassenhaß, kirchliche Einrichtungen usw. im Wege stehen und Gefahr vorhanden ist, daß durch schematische Polizeierlasse die individuelle Freiheit nutzlos beeinträchtigt werden würde, ist es gut, den Boden vorzubereiten, indem wenigstens die bis jetzt sicher erkannten Vererbungsgesetzmäßigkeiten weiten Kreisen klar gemacht werden. Eine wichtige Anregung wird dadurch gegeben werden, daß möglichst viele Familien gewissenhafte und unbeschönigte Chroniken führen. Die Beschäftigung mit den Verwandten, von denen man Blut in den Adern trägt, wird neben der Achtung vor dem historisch Gewordenen auch auf die Gefahren hinweisen, die von der Vergangenheit her für die Zukunft der Familie drohen und erkannte Gefahren sind bereits halb überwundene Gefahren.

Die eigene Ahnentafel hier an dieser Stelle zu erörtern, wie ich zunächst vorhatte, will ich im Hinblick auf den Zweck dieser Schrift unterlassen. Dieses Büchlein soll allen Namensverwandten, die ja nur in sehr geringem Grade noch Blutsverwandte sind, dienlich sein,



während eine Ahnentafel hauptsächlich für die Ausgangsperson und deren allernächste Angehörige Interesse hat. Ich hoffe aber, mit obiger Ausführung den nicht ganz geringen Wert von Familienbüchern vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus dargelegt zu haben. Warnen möchte ich noch vor der übertriebenen Furcht neurasthenischer Personen, ein blindes Opfer der von den Ahnen überkommenen (und besonders der nicht förderlichen) Eigenschaften zu sein. Jeder einzelne ist wohl imstande, durch eigenen festen Willen die in ihm selbst oder seinen Kindern vorhandenen schädlichen Keimanlagen zu unterdrücken, wertvolle zur Entwicklung zu bringen, mindestens in gewissen Grenzen. Da aber feststeht, daß nur im Keime bereits vorhandene Anlagen entwickelt werden können, kein Unmusikalischer z. B. durch die besten Schulen der Welt zu einem Musiker ausgebildet werden kann, so sind tüchtige Vorfahren, Vorfahren zu denen eine Familie, ein Staat, ein Land, die Menschheit emporblicken kann, das beste Erbgut, und in diesem Gefühle, nicht in Wappen und anderem mittelalterlichen Gerümpel, liegt der berechtigte Kern des Familienstolzes alter Geschlechter. Helden werden eben nur von Helden geboren. Aber stets heißt es auch hier:

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,  
Erwirb es, um es zu besitzen.

---



### Ein Vorfahr aus jüngerer Vergangenheit.

Vom Vater hab' ich die Statur,  
Des Lebens ernstes Führen,  
Von Mütterchen die Frohnatur,  
Die Lust, zu fabulieren.  
Urahnherr war der Schönsten hold,  
Das spukt so hin und wieder,  
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,  
Auch das zuckt durch die Glieder.

Goethe.

Ich lasse nunmehr einige biographische Notizen über meinen Urgroßvater Jassoy und dessen Familie folgen, da Mitteilungen über diesen Vorfahr möglicherweise etwas allgemeineres Interesse haben dürften und die Stadt Frankfurt eben Material aus dieser Zeit sammelt.

Ludwig Daniel Jassoy, geboren zu Hanau am 29. März 1768, wurde, bald vaterlos, mit seinem früh verstorbenen jüngeren Bruder zusammen in Frankfurt vom Großvater erzogen. Dieser Großvater, Kommerzienrat André Louis Jassoy, aus dessen erster Ehe mit Helene de la Harpe wir abstammen, hatte in zweiter Ehe eine Frankfurterin, Helene Bernus aus dem bekannten, jetzt freiherrlichen Geschlechte, zur Frau gehabt und war so Frankfurter Bürger und Mitbesitzer des Saalhofes geworden.

Nach Absolvierung des Gymnasiums studierte mein Urgroßvater in Marburg und Göttingen Rechtswissenschaft. Noch heute besitzt die Familie sein Stammbuch aus dieser Studentenzeit, und sind in diesem Büchlein Jassoys sarkastische Randbemerkungen zu den überschwänglich gefühlvollen Versen mancher Mitstudenten von erschütterndem Humor. Im Alter von achtundzwanzig Jahren vermählte sich der junge Doctor juris, der rasch einen großen Wirkungskreis in Frankfurt erwarb, mit Amalie Ruprecht, dem sogenannten »guten« Großmütterchen meines Vaters, einer Tochter des preußischen Legationsrates Ruprecht in Homburg und der Amalie Helene de Neufville aus Frankfurt. (Eltern: Friedrich



de Neufville, Sohn von Johann de Neufville-du Fay aus dessen zweiter Ehe mit Johanna Maria Goll; zuerst war er mit Susanne Rebekka Passavant verheiratet gewesen.)

Das junge Paar wohnte zunächst im Saalhof, der von »Werkverständigen« damals auf 141 800 Gulden geschätzt wurde; hier wurden auch seine ersten Kinder, darunter mein Großvater, geboren. Später zog Dr. Jassoy auf den Römerberg, Haus Lichtenstein, und nach Schleifung der Festungswerke erwarb er sich vor dem Affentore in Sachsenhausen ein Haus inmitten eines ausgedehnten Gartens. Jetzt steht an der Stelle der schönen Besitzung der verräucherte Offenbacher Lokalbahnhof und die Willemerschule.

Der große Jassoysche Garten erlangte rasch eine gewisse Berühmtheit, denn Jassoy war ein eifriger Blumenfreund und glücklicher Blumenzüchter. In seinem Treibhause erzielte er manche neue Spielart, die das Aufsehen der Kenner erregte. In ganz Frankfurt hatte er die ersten Kamelien. Er brachte ein Reis aus Paris mit von einem Kamelienstocke, den Kaiserin Josephine soeben als große Kostbarkeit erhalten hatte. Goethe erwähnt den Garten darum als eine Sehenswürdigkeit mit dem botanischen Garten der Dr. Senckenbergischen medizinischen Stiftung zusammen, indem er schreibt: »Blicke der Senckenbergische Garten bloß medizinischen und physiologischen Forderungen gewidmet, so würde der Lehrer an dieser Anstalt sehr gefördert sein, wenn er die Vergünstigung erhält, den Garten des Herrn Jassoy zu besuchen. Dem Besitzer wie den Gästen entstünde daraus gemeinsame Freude und Aufmunterung.«

Auch Frau Belli-Gontard erzählt in ihren »Lebenserinnerungen« von der großen Blumenliebhaberei und dem prachtvollen Garten Jassoys vor dem Affentore. Die Vorliebe für die Naturwissenschaften mag den Juristen veranlaßt haben, sich an der Stiftung der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft zu beteiligen, die in der Gegenwart hoch aufgeblüht ist und der unsere Familie seit der Gründung treu geblieben ist.

Diese und andere für die damaligen Zeitverhältnisse teilweise recht kostspieligen Liebhabereien, z. B. eine solche für prächtige Uhren, wurden Dr. Jassoy ermöglicht durch seine stattlichen Einnahmen als gesuchter Advokat. Er führte die Rechtsgeschäfte des Bankhauses Rothschild, das sich gerade zu seiner Weltstellung emporrang, des Herren von Bethmann und andere mehr. Der schwierige Prozeß für die armen, enterbten Verwandten Städels wurde von ihm zu einem beide Teile befrie-



digenden Vergleiche geführt und dabei eine prinzipiell äußerst wichtige juristische Frage zur Entscheidung gebracht.

Ging so seine Tätigkeit zunächst nicht über die eines vielbeschäftigten Advokaten hinaus, so traten später Umstände ein, die Jassoy mehr in die Öffentlichkeit und den politischen Kampf drängten, Als nämlich beim Zusammenbruche der napoleonischen Herrschaft auch das Großherzogtum Frankfurt sich in Wohlgefallen auflöste, fürchteten die Frankfurter Juden nicht ohne Grund, die vom Fürsten Primas gewährten Anfänge der Befreiung wieder einzubüßen; Herr von Rothschild veranlaßte daher den Dr. Jassoy, nach Wien zu reisen, um dort beim Kongresse gegen die reaktionären Bestrebungen zu arbeiten.

Auf diesem Kampfplatze trat Dr. Jassoy mit vielen hervorragenden Politikern und Vaterlandsfreunden in Verkehr und sah gleichzeitig die »legitime« Erbärmlichkeit des Systems Metternich in ihrer ganzen traurigen Größe aus allernächster Nähe. Kein Wunder, daß der geistreiche, freigesinnte Mann mit schärfsten Worten und beißender Satire diese Zustände zu geißeln begann. Natürlich wurde er hierdurch bald politisch verdächtig und als Judenfreund und Jakobiner verschrieen. (Ölsner, Band I, pag. 75.) Das hinderte indessen die Herren Diplomaten nicht, sich häufig der Feder des »verdächtigen« Mannes zu bedienen. So klagt z. B. Varnhagen, der sich damals selbst noch große Hoffnungen machte, im auswärtigen Staatsdienste wieder angestellt zu werden, in einer auch für heute charakteristischen Weise:

»Daß die alten Namen es nicht mehr tun, ist eine ausgemachte Wahrheit, aber daß sie sogar schaden, ist nicht so allgemein einzusehen. Die Kabinette setzen sich dadurch, daß sie weniger Verdienst und Fähigkeit, als Geburt und Rang bei diplomatischen Geschäften berücksichtigen, nicht bloß negativen, sondern auch positiven Gefahren aus. Diese Leute, wissend, daß man von ihnen verlangt, was sie nicht leisten können und äußerst dabei beteiligt, dies nicht an den Tag kommen zu lassen, sehen sich meistens genötigt, ihr ganzes Vertrauen fremden Personen hinzugeben. Die wichtigsten Staatsgeheimnisse werden auf diese Art verraten. Eine Menge von Berichten, Denkschriften und Briefen, die im diplomatischen Verkehr notwendig sind, werden von Händen verfaßt, die man nicht ahndet; bei einer noch größeren Menge ist der Inhalt eingeflüstert. Ich selbst habe die tollsten Beispiele dieser Art gesehen. (Arbeiten des Freidenkers Jassoy für reaktionäre Aristokraten mögen freilich oft sonderbar genug ausgefallen sein; Johannes



Scherr nennt daher Jassoy in seinem »Blücher und seine Zeit« den Mephistopheles des Wiener Kongresses.)

Ich überzeugte mich, daß dieser Mißbrauch unendlich weit geht. Herr Julius Schmidt aus Warschau, Herr Dr. Jassoy aus Frankfurt a. M. haben bekannten Leuten regelmäßig Hilfe geleistet. Alles kommt auf diese Art zur Kenntnis, nichts kann ein sicheres Geheimnis bleiben. In früheren Zeiten konnte ein Vornehmer solchen Menschen die Fessel der Furcht anlegen und ihnen den Reiz außerordentlicher Belohnung darbieten. Jetzt ist das alles anders. Wer der rechte Mann ist, will auch dafür gelten und die Welt kommt ihm dabei entgegen.« (Man beachte die stark bürokratische Ader des Schreibens!)

Nach Frankfurt zurückgekehrt, wurde Jassoy damit beauftragt, in einer »Dreizehner-Kommission« die Konstitution des neuen Freistaates zu entwerfen (Konstitutionsergänzungsakte).

Jassoy ergriff diese Gelegenheit um so freudiger, als er seine Wiener Erfahrungen auf diese Weise für die Heimat verwenden konnte. Und wie die Verhältnisse in der freien Reichsstadt geartet waren, spielten sich bei dem Frankfurter Verfassungskampfe im kleinen Bilde alle die berechtigten und unberechtigten Sonderbestrebungen ab, die später in den großen Staaten in teilweise heute noch nicht ausgekämpftem Streite sich geltend machten. Als Jassoy den ersten Entwurf, der allein von ihm stammte, in der Kommission seinem Freunde, dem bekannten Geschichtsforscher Kirschner, vorlegte, soll er in seiner derb drastischen Weise dazu gesagt haben: »Kirschner, da hast du den gefrorenen . . . . . Dreck; wenn's Tauwetter gibt, wird er schon anfangen zu stinken«.

Und das vorausgesehene Tauwetter kam, und mit ihm eine wahre Sturmflut der Entrüstung. Unzufrieden war die jüdische wie die katholische Partei, die alten Patrizierfamilien und die Kaufleute. Die Juden verlangten weit größere politische Rechte. Die unglaublich judenfeindliche Bürgerschaft wollte dagegen die Israeliten wieder in Zahl und Handel beschränkt wissen und ihnen nur ein bestimmtes Stadtviertel, also ein neues Ghetto, einräumen. Die Empfindsamkeit des Zeitalters, das sich für das Mittelalter begeisterte, vertrug sich mit einem törichtem, fanatischen Judenhaß, der die weitblickenden Leute mit Abscheu erfüllte. »Wir erleben noch«, schreibt Ölsner, »daß die Juden, Hexen und Freigeister zusammen an einem Spieße gebraten werden«. Jassoy fand Unterstützung beim preußischen Bundestagsgesandten Herrn von Küpfer. »Herr von Küpfer«, sagt Ölsner, »betreibt die Sache mit Feuereifer, vielleicht nicht mit dem Grade von Gemessenheit, den ihm reifere Erfah-



rung geben würde; denn die Leidenschaften noch mehr als die Vorurteile sind hier so wütend, daß unzweideutige Zeugen berichten, es sei allen Ernstes von Totschlag die Rede, wenn die Sache nicht bald ins Gleichgewicht gebracht werde. Aus eigener Beobachtung der Umstände ist Herr von Küpfer auf den Gedanken gekommen, den Dr. Jassoy ins Mittel treten zu lassen. Unstreitig ist Jassoy der einflußreichste Mann. Aber die Gegenpartei, namentlich die Limpurger (die alten Geschlechter) suchen ihn als Judenfreund bei der Bürgerschaft in Mißkredit zu bringen.«

Jassoy selbst tadelt die Juden freimütig wegen ihrer wucherischen Geschäfte, aber er schrieb, für seine Zeit gewiß sehr vorurteilsfrei:

»Wer die Juden vom Schacher zum Ackerbau treibt, ist ihr wahrer Messias«. (Die neuzeitlichen Bestrebungen des Barons Hirsch und anderer gehen genau in dieser Richtung. Vielleicht erleben wir noch das Aufblühen der Ackerbaukolonien in Argentinien, Kleinasien, Palästina und anderen Orten.)

Die Patrizierfamilien Frankfurts waren gleichfalls mit den neuen Zuständen unzufrieden; sie erhoben durch die »Ganerbschaft Limpurg« den Anspruch auf ihre alten Vorrechte im Rate der Stadt. Jassoy lieferte »Materialien zur Beantwortung der untertänigen Bittschrift der Ganerbschaft Limpurg«. »Es gehört«, nach Ölsner, »zu dem Besten, was er in beißender Satyre geschrieben« (Ölsner-Varnhagen Band I, pag. 47, 75, 84). Auch der Bundestag mischte sich in diese Streitigkeiten; natürlich trat er für die reaktionären Patrizier ein und machte sich vor der ganzen Welt lächerlich durch das Feudalinteresse, das er an dem Frankfurter Hausadel nahm. Aus Rache beschuldigten die Limpurger Jassoy und Prof. Kirschner beim österreichischen Bundestagsgesandten (Buol-Schauenstein), Mitglieder geheimer Gesellschaften zu sein, die sich sogar zum »Tyrannenmorde« anheischig machten.

Die Frankfurter Katholiken erhoben nicht minder ein Ach- und Wehgeschrei. Sie glaubten sich bei unterschiedsloser Gleichberechtigung der christlichen Konfessionen benachteiligt und drängten auf gesonderte Vertretung. Jassoy sagte treffend: Da es in unserer Konstitution kein »Corpus evangelicorum« gibt, wozu ein »itio in partes« von Seiten der Katholiken?

Der Handelsstand endlich lehnte sich dagegen auf, daß den gelehrten Ständen eine verstärkte Vertretung in der Bürgerschaft gegeben werden sollte. Ölsner schreibt darüber: »Für den Augenblick war es nötig, den Gelehrten ein großes Übergewicht zu erteilen. Anders wäre



man nicht von der Stelle gerückt. Die hiesigen Kaufleute haben aber geschickt manövriert und das Heft beinahe wieder in die Hand bekommen. Ich warnte Jassoy, ich riet ihm, einzulenken, aber er verachtet seine Gegner zu sehr. Professor Kirschner, dem die hiesige Geldaristokratie gleichfalls sehr unartig begegnet ist, hat vom Konsistorium Urlaub genommen in dem Augenblicke, wo er in den gesetzgebenden Körper treten sollte. Der verdienstvolle Mann ist vielleicht zu empfindlich. Dr. Jassoy meint, Kirschner sei nach Stuttgart gegangen, um die erledigte Pension eines Elefanten anzusehen.«

Dazu kam, daß sich in dieser Zeit die Gestaltung des Deutschen Bundes in Frankfurt vollzog, wodurch die Aufmerksamkeit der in- und ausländischen Mächte in weit höherem Maße, als sich das später je wieder fand, auf diese Stadt gelenkt wurde; das diplomatische Spiel mit seinen Irrwegen und Heimlichkeiten wurde da, wo es sich darum handelte, auch mit den Kleinsten zu rechnen, weit offenkundiger als später, wo die Aktion wesentlich nur noch zwischen den beiden deutschen Großmächten spielte.

Mitten hinein in diese gärenden Zustände platzte der erste Band eines Buches, betitelt: »Welt und Zeit«, das wohlweislich ohne Angabe des Verfassers und mit der nicht viel mehr besagenden Verlagsfirma: »Germanien« erschien.

Die namhaftesten Schriftsteller jener Zeit bedachten das Werk, das ungeheures Aufsehen machte, mit Lob und Tadel, stellten es neben Voltaire's Pucelle und Parny's Götterkrieg und fanden darin die vollständige Entwicklung des staatsgefährlichen Systems der neuen, republikanischen Partei. Noch in den 50er Jahren, als Gervinus seine Geschichte des 19. Jahrhunderts schrieb, nannte dieser, indem er die schwächliche und zahme Publizistik der Zeit kurz nach 1815 hart beurteilte, als einzige Ausnahme die beißenden Aphorismen in »Welt und Zeit«.

Während die ersten drei Bände des Werkes ohne Angabe eines Verfassers erschienen, wird auf den späteren ein Jonathan Kurzrock, pensionierter Syndikus der ehemals freien Reichsstadt Aalen als Verfasser genannt. — Unter diesem Pseudonym verbirgt sich Jassoy, wie Freunden bereits 1819 bekannt wurde.

Damals schrieb Jochmann von Pernau, ein jung gestorbener, hoch begabter politischer Schriftsteller, von Tharand aus an Sengbusch in Riga (siehe seine von Zschokke herausgegebenen Reliquien):

»Zuerst will ich Ihnen verkündigen, wer die Verfasser des Werkes »Welt und Zeit« sind. Herausgeber des Buches und Verfasser des



größten Teiles (Jochmann hielt irrtümlich »Welt und Zeit« für das Sammelwerk mehrerer Autoren) seines Inhaltes soll sein ein Advokat in Frankfurt a. Main, Jassoy (Zschokke las fälschlich Jaffré).

»Ein tüchtiger Geschäftsmann außerdem, ziemlich bejahrt und von nicht unbedeutendem Vermögen. Ein Mann also, von dem, verkündigte es nicht jede Zeile seines Buches, seine Verhältnisse ergeben würden, daß ihm nicht füglich Langeweile, Not oder Unbesonnenheit als Motive seiner Schriftstellerei untergeschoben werden können. Seine Mitarbeiter sind nicht bekannt. Wo solche Männer leben, da darf man an dem Siege der öffentlichen Meinung noch nicht verzweifeln. So ist denn also das erste Licht, das auf die legitime Erbärmlichkeit der Deutschen gefallen, nicht von den Lehrstühlen ausgegangen und nicht von den Universitäten überhaupt, sondern aus dem Geschäftskreise, der der Welt angehört und dem Leben, und nicht die Geistlichkeit hat es angezündet und nicht die Armee, die Herr Oken für geborene (!) Landstände ansieht, sondern die Juristen haben es getan, die er so bitter haßt.

Über »Welt und Zeit« hat bei Gelegenheit der Hundertjahr-Feier von Börnes Geburtstag Guido Weiß ein geistreiches Feuilleton in der Frankfurter Zeitung veröffentlicht, dem ich hier folge. Weiß nennt Jassoy, wie bereits zeitgenössige Schriftsteller getan hatten, einen Vorgänger, ja in bescheidenem Maße ein Vorbild Börnes, ein etwas bedenkliches Lob, wenn man weiß, wie der »Jude« Börne heute geschmäht wird.

Gewiß ist, daß die Schriften Jassoys hauptsächlich durch die eingestreuten Aphorismen wirkten und daß ihm hierin Börne folgte.

»Die politischen Aphorismen Börnes«, sagt Weiß, »sind vielleicht in der Form gewandter und sind witziger zugespitzt, aber in der Schärfe, der Bestimmtheit des politischen Inhalts bleibt Jassoy der Meister, wie er auch offenkundig voransteht in positivem Wissen vom Staate. Immerhin könnte man die größere Hälfte der Maximen von Jassoy mit der größeren Hälfte der Börneschen zusammenwerfen, und es sollte dem geübtesten Kritiker nicht gelingen, die Autorschaft zu sondern. Man hat bei der Beurteilung Börnes oft, und mehr in feindseligem als freundlichem Sinne, hervorgehoben, wie er der erste gewesen sei, der in Deutschland diesen Ton der Opposition angeschlagen habe. Wer sich die Mühe gibt, an »Welt und Zeit« eine Stunde der Muße zu wenden, wird dies fortan mit gutem Gewissen nicht mehr behaupten können.«



Jassey selbst schrieb über Aphorismen, die seinem ganzen Wesen am meisten zusagten, wie folgt: »Wer kennt nicht die Werke eines Larochevoucauld, Chamfort, Levis und de Ligne? In Deutschland haben wenige diese Bahn betreten. Dies mag wohl im Nationalcharakter seinen Grund haben. Der Franzose ist absprechend; der Deutsche wird, in ängstlicher Gewissenhaftigkeit abzusprechen, oftmals umständlich, steif und breit, wodurch die Maxime — die einzige Form, den flüchtigen Augenblick zu nützen und Eindruck zu machen — an Wirkung verliert. Wer einen Katechismus des gesunden Menschenverstandes schreiben wollte, müßte notwendig die Form der Maxime wählen, wenn er die Absicht hätte, Leser zu finden. Diese Spitzen allein dringen mit unwiderstehlicher Gewalt und Kraft in den menschlichen Verstand ein und bleiben dem Gedächtnis immer gegenwärtig. Das jetzige Geschlecht ist durch das viele Lesen breit aufgetischter Ideen einem Kranken ähnlich geworden, der alle Präparate der Apotheke bis zum Ekel versucht hat. Die bisherigen Mittel wirken durchaus nicht mehr. Man muß also andere aufsuchen. Wir befinden uns gegenwärtig im Übergange von der Schwätzkunst zum Handeln,\*) und selbst die Resultate dieser Periode kann man nur in der Form von Maximen erfassen. Vieles, das meiste, hat freilich nur ein Interesse des Augenblicks und muß in der Zukunft allen Wert verlieren; allein da auch unser politisches Leben hauptsächlich von der Benutzung günstiger Augenblicke abhängt, so ist doch vieles für diesen Augenblick von Wichtigkeit.«

In unserer Zeit wird das »geflügelte Wort«, werden »Aphorismen« und Sentenzen im politischen Kampfe sehr gern benutzt und erweisen sich als äußerst wirksame Waffen der Redner und Witzblätter.

Viele von Jasseys Aphorismen sind heute natürlich veraltet; ein großer Teil derselben ist aber — und das will genug sagen — immer noch aktuell. Empfindet man die Schärfe derselben nicht mehr so, wie das den ersten Lesern geschehen ist, so mögen wir uns erinnern, daß eben auf solche Vorbilder hin ein ganzes Jahrhundert hindurch weiter gebaut worden ist.

Um einen Begriff von meines Urgroßvaters Schreibweise zu geben, nehme ich einige Aphorismen heraus:

Was in den Konstitutionen die Zeit verrichten kann, muß man niemals den Menschen überlassen.

---

\*) Heute ist es vielleicht umgekehrt.



Auch in der Staatskunst ist Essen leichter als Verdauen und unter allen Staatskrankheiten die Eroberungs-Unverdaulichkeit eine der gefährlichsten.

Die Monarchen sollten nicht reisen, oder wenigstens nur kurze Reisen machen, damit man ihre Entbehrlichkeit nicht einsehen lernt.

Bei der Erziehung, die Fürsten gewöhnlich erhalten, ist es wirklich ein Wunder, daß sie ihre Untertanen nicht für Hunde ansehen, die man mit Korallen dressiert.

Das härteste Los für einen klugen und rechtschaffenen Mann ist, wenn er im Staatsdienste öffentlich die dummen Streiche der Regierung verteidigen muß.

Es war keine geringe Kunst, die Menschen mit ihrer ganzen Glückseligkeit und sogar die alten Jungfern mit der Heirat auf das Jenseits zu verweisen.

Man muß erst ein Vaterland haben, um es lieben zu können.

Der gemeine Pöbel verlangt nach Brot und Schauspielen, der vornehme nach Titeln, Orden, Besoldungen und Pensionen.

Wer möchte nicht zur besseren Gesellschaft in der Hölle gehören, wenn alle dummen und langweiligen Kopfhänger, Heuchler und Frömmler Plätze im Himmel erhielten?

Manche Völker bilden sich ein, sie hätten eine Staatsverfassung, wenn sie nur gedrucktes Papier besitzen.

Eine Regierung, die von den Staatsbewohnern mehr Steuern erpreßt, als sie für ihre notwendigsten Bedürfnisse gebraucht, mißbraucht die ihr anvertraute Gewalt, um das Volk zu berauben, dessen Wohl sie fördern, dessen Eigentum sie schützen sollte.

An den Höfen lebt man in ewigem Fastnachtsspiel. Alles ist maskiert, und jeder belügt und betrügt den anderen, wo er nur immer kann.

Man schaffe die bestdenkbaren Erziehungsinstitute für Kinder, dann wird man die für Eltern, wie Zuchthäuser, Irrenanstalten und Hospitäler, nur noch selten benötigen.



Möchte uns doch irgend ein Prophet, wie Hesekiel den Israeliten, verkündigen: »Und ich will ein einig Volk aus euch machen«.

Seit Jahrhunderten stritten wir um unser Recht im Himmel, jetzt streiten wir um unsere Rechte auf Erden. Damals bedrohte man die Kämpfenden mit der Hölle, heute mit der Anarchie.

Als Jakob von Schottland den englischen Thron bestieg, konnte er nur durch beider Länder Vereinigung Frankreichs Hetzereien vereiteln. Wenn sich doch Frankreich die Mühe nehmen wollte, uns ebenfalls zur Einheit zu hetzen.

Die monarchische Kleinstaaterei ist der wahre Branntwein, den man Völkern, wie Hunden, eingeben muß, wenn sie gewiß nicht wachsen sollen.

Die Regierungen verlieren meist leichter den Kopf als einzelne Menschen.

Das sicherste Zeichen von dem Niedergange der Staaten ist, wenn darinnen schon Bürger, die bloß ihre Pflicht erfüllen, Belohnung erhalten müssen.

Seit zwanzig Jahren klagten, jammerten und beteten wir aus Leibeskräften, aber zum Schluß schaffte uns doch nur das Fluchen und Draufschlagen die Franzosen vom Halse.

Wenn die Monarchen immer so vertraut mit dem Volke wie mit dem Adel gelebt hätten, so würde man niemals Revolutionen gesehen haben.

Mit den Regierungen geht es wie mit den Pferden; die guten fressen nicht mehr Hafer als die schlechten.

Durch das Fabrizieren von Verschwörungen entstehen oft wirkliche Verschwörungen gegen die Fabrikanten.

Champfort vergleicht die Franzosen mit Affen! Für was würde er uns halten? Am Ende für Affen der Affen!

Es ist gewöhnlich viel leichter, mit dem Fürsten auszukommen wie mit seinem Kammerherrn.



Hätten wir wenigstens tüchtige Hofnarren, die Fürsten und Ministern die Wahrheit unverblümt sagen, wenn die Landstände versagen.

Über Dinge, die jedem unverbildeten Schulknaben heute lächerlich vorkommen, ist schon das meiste Menschenblut vergossen worden.

Wer jemals in seinem Leben auf einem Kongresse war, kann von einem anderen Kongresse gewiß nichts hoffen.

Viele Menschen bilden sich wirklich ein, daß sich mit ihrem Vermögen auch ihr Verstand vermehrt habe.

Wenn der Heiratsmarsch getrommelt wird, treten alle erwachsenen Mädchen sogleich unter das Gewehr.

Gebildete Leute ertragen lieber den Despotismus als die Pöbelherrschaft.

Man hört oft, daß sich Kaufleute untereinander nur wie Summen beurteilen; eine Bescheidenheit, deren sie sich selbst nicht bewußt zu sein scheinen.

Die Liebe hat keine Religion, und die strengen Religionen haben keine Liebe.

Bei Steuerprojekten sind gewöhnlich alle Parteien im voraus darüber einig, nichts aus eigenem Beutel zu zahlen.

Manche unserer Minister sollte man billig nach der Walachei verpflanzen, weil sie dort wirklich liberal wären.

Menschen, die ihre Herrscherkunst und Gewalt in jeder Viertelstunde zeigen wollen, gehört keine Macht.

Die Reitkunst ist die einzige Kunst, die Fürsten gut lernen, weil die Pferde keine Schmeichler sind und ungeschickte Reiter abwerfen.

Welches Vertrauen die Höfe auf die menschliche Dummheit setzen, erhellt allein daraus, daß man in unserer Zeit die sogenannten Rechte der Legitimität, die die Geschichte aller Zeiten zuschanden gemacht hat, von neuem öffentlich als Grundlage unseres politischen Lebens aufzustellen wagt.



Was bringt die Zukunft unserer eben neu geschaffenen »Acht- unddreißig-Einigkeit«? Wird dieser unbehilfliche Staatskörper, ohne Zusammenhang, ohne Einheit des Willens und der Kraft, der schon seiner Zusammensetzung nach gleichsam vom Zufalle regiert wird, bestehen können und äußere Feinde im Respekt erhalten?

Drei Fälle sind möglich. Die Franzosen bleiben ruhig und denken nicht an das linke Rheinufer. Dann fragen die Herren mit wichtiger Miene: Ist ein solcher Körper nicht dauerhaft? Oder der Tanz geht von neuem an. Nun, dann läuft man nochmals fort, regiert aus der Ferne, läßt sich in besondere Unterhandlungen ein, erbettelt oder erkauft mit dem Gelde der Länder Separatfrieden, und das arme Deutschland wird nochmals ausgeplündert und verhöhnt. Aber dann gibt es auch Gesandtschaften, Dosen, Ringe und allerlei sonstige gute Dinge, und am Ende ist alles dieses doch für uns nur gewohnte Kost, die wir schon zweimal versucht haben und wahrscheinlich in unserer unermüdlichen Geduld noch zum dritten Male versuchen werden. Oder man macht, der unwahrscheinlichste Fall — gegen einen neuen Napoleon einen allgemeinen Krieg (denn er setzt voraus, daß die achtunddreißig verschiedenen souveränen Willen und Kräfte nicht egoistisch abgeschlossen, sondern einig seien) — dann erhält unsere Jugend die gnädige Erlaubnis, die Fehler der Federn mit ihrem Herzblute abzuwaschen.

Wenn wir so viel Mühe und Kosten auf die Verbesserung der Menschen verwendet hätten wie auf die Verbesserung der Pferderassen, so wären unsere politischen Übel längst geheilt.

Fortschritte der Kultur in Deutschland. Die Uniform der kurfürstlichen Garde in Kassel hat, auf höchsten Befehl, folgende Veränderung erhalten: Die Säbel, die bisher um den Leib getragen wurden, sollen in Zukunft über die Schulter gehängt werden.

Was kann aus einem Volke werden, das nicht nach Kraft, Wissen und Tüchtigkeit, sondern bloß nach dem Wörtchen »von« strebt.

Auch in der Politik ist halb vorwärts und halb rückwärts eine sehr schlechte Bewegung.

Wir sind keine Griechen, aber Kriecher.



Manche Schriftsteller und Politiker bilden sich ein, ihre Werke würden alle Schwierigkeiten heben und das Reich der Vernunft ohne Blut herbeiführen.

Je stärker das Bewußtsein innerer Erbärmlichkeit im Menschen ist, um so größer ist sein Bestreben nach äußerer Auszeichnung.

Starken Staaten schadet keine Meinung! Wo kein Pulver liegt, braucht man das Rauchen nicht zu verbieten.

Das Verbot der Schriften allein reizt die Menschen, sie zu lesen. Wenn man nie Bücher verboten hätte, würden die meisten verbotenen Bücher auch von niemand gelesen worden sein.

Für jedes Volk gibt es besondere Staatsformen.

Nur wenn Volksstämme einer Sprache die Geburtsschmerzen ihrer Vereinigung überstanden haben, treten sie in das große Weltleben. Vorher vegetieren sie bloß.

Völker, welche lange unter despotischen Staatsformen leben, verlieren alle äußeren Zeichen der Kraft, des Mutes und der Menschenwürde. Sie gleichen den willenlos gewordenen Haustieren.

Gute Ärzte verschreiben wenig und große Staatsmänner regieren wenig.

Wir treiben mit den Frauen den Götzendienst der Heuchelei. Wenn die Weiber anfangen werden, sich der Erbärmlichkeit der Männer zu schämen, wird es besser im Staate werden.

Wenn reisende Dorfkomödianten öffentlich ihre Garderobe auspacken, so lacht auch der dümmste Hausknecht über ihre Lumperei. — So geht es auch mit anderen viel bewunderten Dingen!

Einstens hatte man große Verdienste ohne Güter, Bänder und Orden; jetzt sehen wir oft große Dotationen, Bänder und Ordenssterne ohne Verdienste.

Es gibt Menschen, die durch das äußere Zeichen der Ehre die innere Ehre entbehren zu können glauben.



Philisterschaft und Spießbürgerei sind eigene Produkte unserer Zeit. An scrophulösen und rhachitischen Kindern erkennt man ungesunde Ehen.

Die Selbstzufriedenheit eines Dummkopfes muß das größte Glück auf Erden sein.

Das dummste Vieh ist ein gelehrtes Vieh.

Hoffentlich werden künftige Geschlechter unsere Gesetze und Rechte wenigstens nur »cum beneficio legis et inventarii« antreten.

Die Narren, die für die Geliebte sterben, sind bei weitem noch nicht die größten.

Die meisten politischen Tadler schreien wie Kinder nur so lange, bis man ihnen zu essen gibt.

Viele, die sich selbst für verrückt ansehen würden, wenn sie das Amt ihres Kutschers, Gärtners, Arztes oder Advokaten für erblich erklären und dem Erstgeborenen dieser Leute ihre Pferde, Gärten, Gesundheit oder Prozesse anvertrauen sollten, finden es ganz natürlich, daß ihre Fürsten auf diese Art entstehen.

Der sog. Patriotismus ist oft weiter nichts als mit schönen Phrasen überfirnister Egoismus.

Wie unter den Hunden gibt es auch unter den Menschen noch mächtige Abstufungen in der Kriecherei.

Wenn bei den Menschen die Verwirrung der Ideen ihren höchsten Stand erreicht hat, übernehmen gewöhnlich die Fäuste die Erläuterung und diese ist selten die beste.

Man findet oft Menschen, die anderen den besten Rat geben, für sich selbst aber immer den schlechtesten behalten.

Nichts ist bei den meisten Menschen schwächer als das Ehrgefühl, sobald dasselbe mit dem Eigennutze in Konflikt kommt; da heißt es stets: »Un peu de honte est vite passée«.



Wer unter Millionen Menschen einen Einzigen gefunden hat, auf den er in allen Fällen zählen kann, darf von Glück sagen.

Wenn es bei uns nicht mehr so viele Männer und Mädchen geben wird, die durch ihre wirtschaftliche Lage zur Ehelosigkeit verdammt sind, werden die Irrenhäuser weit weniger bevölkert sein.

Die schrecklichste Frucht des Luxus im Staate ist die Ehelosigkeit. Die Frauen nähren den Luxus und er erwürgt aus Dankbarkeit das Lebensglück ihres Geschlechtes.

Solange wir von der Physik noch kaum das ABC kennen, sollte man die Metaphysik ruhen lassen.

Der Pöbel sieht Freunde und Feinde mit gleichem Vergnügen — gehängt werden.

Zöge man der sog. vornehmen Welt schlechte Kleider an, sie würde oft als die allgermeinste Welt dastehen.

Wie verdorben wir sind, erhellt schon daraus, daß wir die für Narren ansehen, die alle Menschen für gut halten.

Wenn die Volkesstimme Gottesstimme wäre, würden die Propheten gewiß überflüssig gewesen sein.

Der Degen löst am Ende alle politischen Fragen und Rätsel.

Der Knabe zertrümmert oft in einem Augenblick, was die Weisheit der Väter in Jahrhunderten schuf.

Wenn das Weib den Sinn für seine Bestimmung verloren hat, ist es auch für sich selbst verloren.

Die sogenannte »gute« Gesellschaft wird von Jahr zu Jahr immer schlechter.

Um Recht zu tun in der Welt, braucht man nur sehr wenig zu wissen, aber um mit Sicherheit Unrecht tun zu können, muß man — die Rechte studieren.



Kleine Geister verstehen die großen Männer ihrer Zeit wie Kelleresel einen Elefanten.

Hätte man sonst keinen Grund, die Einheit Deutschlands herzustellen, so müßte es schon allein darum geschehen, weil es unsere Nachbarn nicht wollen.

Wer die Größe eines Menschen nach dem Erfolge seiner Unternehmungen mißt, muß vor allem die Gegner genau kennen. Den Lahmen überholt leicht der Hinkende.

Duellanten und Klopffechter verdienen keine Achtung, sondern höchstens Beifall für ihre Kunstfertigkeit. Die Soldatenehre ist von dem Vaterlande untrennbar.

Große Städte sind gewöhnlich die gemeinschaftlichen Wohnsitze des Reichtums und des Elends. Sie gleichen einem Balle, auf dem wohlgenährte Damen und Herren in Gold und Seide gehüllt traulich mit verhungerten und verlumpten Bettlern tanzen. Ein Anblick, bei dem der Menschenfreund nicht weiß, ob er lachen oder weinen soll.

Männer verwahren besser anvertraute Geheimnisse als die eigenen. Frauen verwahren umgekehrt nichts besser als eigene Geheimnisse.

Leute, die aus niederem Stande zu hohen Ehren emporsteigen, stolpern ewig über die Schleppe des eigenen Purpurmantels.

Wer trunken eine schlechte Tat begeht, brütet nüchtern über schlechten Plänen.

Ruhe in einem Staate zeugt noch nicht von dem Glück der Bewohner. Durch die Bremse gezwängte Pferde dulden ja auch ruhig die schmerzhaftesten Operationen.

Gleich beschädigten Uhren, deren Zeiger und Glocke einander widersprechen, schlägt die Torheit des Alters noch immer sechse, indem die Natur schon auf zwölfte hinweist.

Wie würde sich mancher schämen müssen, wenn das Publikum die Triebfedern seiner sogenannten wohlthätigen Handlungen kennte.



Das Point d'honneur ist eine Art von Schein-Redlichkeit; ist in der Gesellschaft, in der keine Tugend mehr gefunden wird, ihr verächtlicher aber notwendiger Stellvertreter, ist Papiergeld, das man im Handel nimmt, weil nicht genug Bargeld vorhanden ist.

Will man gleichgültig gegen den Reichtum werden, so betrachte man das Leben der Reichen. Denn, gleich wie viel Wissen lehrt, wie wenig der Mensch weiß und wissen kann, so zeigt großer Reichtum, wie wenig er zu genießen vermag.

Nichts trifft man häufiger zusammen als Prunksucht und Knickerei.

Wenn jemand vernünftigen Leuten den Antrag macht, eine Behauptung, etwa die, daß  $2 \text{ mal } 2 = 5$  sei, auf den Ausschlag eines Würfelspiels ankommen zu lassen, so weiß man schon, was alle Welt darauf antworten würde. Greift aber derselbe Tor, statt nach Würfeln, zu Pistolen, so erhält die Sache ein anderes Ansehen, denn Lüge wird Wahrheit, Diebstahl zum Recht, wenn man sie nur im Duell verteidigt. Das Vorurteil ist so unmenschlich, zu glauben, daß die schwerste Beleidigung durch einen Degenstoß gut gemacht werden könne, und daß man niemand Unrecht getan hat, wenn man den Gegner im Zweikampf erlegt.

Unseren Urteilen geht's wie unseren Uhren. Sie stimmen nie ganz überein, aber jeder traut bloß dem Seinigen.

Der Selbstmord ist der kühne und verwegene Wille, sich vor das Angesicht des Schöpfers zu stellen und ihn zu fragen: »Warum hast Du mich unglücklich gemacht?«.

Es gibt Leute, die die Geographie bloß nach den Leckerbissen studiert haben, die man in gewissen Ländern findet. Sie kennen Nürnberg wegen der Lebkuchen, Westfalen wegen der Schinken, Indien wegen der Schwalbennester und Rußland wegen des Caviars.

Nichts ist lächerlicher als die Titelsucht der Deutschen. Ein witziger Franzose nannte einen fürstlichen Leibarzt stets: *Medicin du ventre de Son Altesse* und den Zuchthausinspektor: *Inspecteur des filoux de Son Altesse*. Ein Ordensband, das ohne Unterschied so ziemlich allen gegeben wurde, nannte er: *Collier à toutes les bêtes*.



Vor dem großen Jesuitenkolleg in Rom herrscht stets ein starker Luftzug. Die Römer erklären sich dies so:

Der Teufel und der Wind gingen einst in Rom spazieren und als sie an das Jesuitenkloster kamen, sagte der Teufel zu seinem Begleiter: »Warte einen Augenblick, ich habe etwas mit den ehrwürdigen Vätern zu sprechen.« Der Wind sagte zu, aber der Teufel kam nicht zurück, und so wartet der gutherzige Wind, gebunden durch sein Wort, noch immer vor dem Kollegium.

Über die Bekehrung eines einzigen Sünders, sagt die heilige Schrift, ist im Himmel mehr Freude als über dreißig Gerechte. Dagegen ist auf der Erde unter den ruchlosen Menschenkindern viel mehr Freude über den Fall eines Gerechten als über die Bekehrung von dreißig Sündern. Das wäre demnach der Unterschied zwischen Engeln und Menschen.

Bei dem Tode für die Religion und deren Sekten fehlt immer die Einwilligung des Himmels.

Das Sprichwort: »Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe« gehört in einen Hundekatechismus.

Das dummste Zeug auf Erden hat doch wohl die Theologie zu Markte gebracht.

Es ist nicht zu leugnen, daß manches in den jetzigen Schulen besser gelehrt wird als früherhin, aber den alten gesunden Verstand bebaut man offenbar darin viel schlechter als vormals.

Nach den Diamanten ist das härteste Ding ein Pfaffenkopf.

Der Luxus ist die beste Kupplerin des Despotismus.

Hoffnungen machen den Mund groß, Erfahrungen klein.

Wir haben es in Heuchelei und Verstellung soweit gebracht, daß außer den Narren nur noch die kleinen Kinder wahr sind.

Vielen Leuten hört man es gleich an, welchen Artikel im Konversationslexikon sie gerade heute gelesen haben.



Es berauschen sich weit mehr Menschen in Illusionen und Hoffnungen als im Wein.

Die Eitelkeit ist imstande, auch den bittersten Spott für ein Kompliment anzusehen.

In jeder Familie gibt es ein hart gekochtes Ei.

Auch in der größten Eile kann man jedes erwachsene Frauenzimmer wieder zum Sitzen bringen, wenn man ihr eine Liebes- oder Heiratsgeschichte erzählt.

Die Deutschen sind so bescheiden, daß sie sogar glauben, es gebühre ihnen wenig Glück. Wenn daher einer von ihnen die Treppe herunterfällt und nur den Arm bricht, so gratuliert ihm jeder, daß er nicht den Hals gebrochen habe; wer durch Diebstahl viel einbüßt, muß hören, daß er glücklich sei, nicht alles verloren zu haben oder gar ermordet zu sein; in anderen Ländern, wo die Leute glauben, daß ihnen alles gute zukommen müsse, weiß man von diesen Gratulationen nichts, und die Franzosen nennen ein solches Glück: Bonheur allemand.

Die Ansprüche der Menschen wachsen mit ihrer Dummheit.

Die Mittelmäßigkeit behandelt sich gegenseitig mit größter Achtung, so wie Bediente und Mägde untereinander per Sie reden.

Einem Manne von Verstand fällt nichts schwerer als der Glaube.

Durch die persönlichen Schwächen der Herrscher werden dem Staate nur selten große Übel zugezogen, wohl aber durch den Mißbrauch, den Ehrgeizige und Ränkemacher mit denselben treiben. Daher sind einsichtsvolle, mutige, redliche Staatsdiener die sichersten und stärksten Stützen des Thrones.

Die französischen Dichter sehen nach dem Rheine, wie ehemals die Juden nach den Fleischtöpfen von Egypten. Mit gleichem Rechte können wir Deutsche uns nach dem Elsaß, Lotharingen und dem alten burgundischen Reiche umsehen. Frankreich kann wohl bei unserer politischen Zerstückelung das linke Rheinufer nochmals erobern, aber es wird dieses Land sofort wieder verlieren, wenn Deutschland zur Einheit der Gesinnung gekommen ist.



Regierungen, die die Zunft der Lichtlöscher begünstigen, müssen am Ende selbst im Dunkeln tappen.

Wo die kirchlichen Mythen durch die Staatsgewalt am meisten unterstützt werden, ist der christliche Unglaube am größten; siehe Rom.

Einst lebte der Staat von den Menschen, jetzt lebt fast ein Drittel der Menschen vom Staate.

Brautstand hat so vielen Reiz für das schöne Geschlecht, daß auch die ältesten und häßlichsten Weiber noch auf ihrem Totenbette Bräute Christi sein wollen, während es doch keinem Manne einfällt, im Himmel der Jungfrau Maria Hochzeiter zu werden.

Auf sechs Kongressen hat man seither vergeblich in Europa Frieden, Ruhe, Ordnung und Zufriedenheit der Völker herzustellen versucht und sind zu diesem Zwecke vier Staaten militärisch besetzt worden. Wenn wir nur, ein so schönes Ziel wirklich zu erreichen, nicht am Ende noch sechs neue Kriege erleben müssen.

Wirkliche Staatsfehler einzusehen, sind nur wenige Menschen fähig und diese kennen auch die Schwierigkeiten, mit denen die Regierungen zu kämpfen haben. Bei dem Versuche, die Tadler an die Stelle der Getadelten zu setzen, würde der Staat gewiß in noch größere Verwirrung geraten.

Regierungen sollten Pamphlete ruhig über sich ergehen lassen und dem wachsenden öffentlichen Verstande vertrauen, statt durch Gewaltmittel den natürlichen Lauf der Dinge zu übereilen. In England erscheinen jährlich 100 Spottbilder über den Hof und die Minister und doch schreit das Volk bei jeder Gelegenheit in größtem Jubel: God save the King.

Der Eltern Torheiten pflanzen sich weit sicherer auf die Kinder fort als ihr Verstand.

Die sogenannte Frömmigkeit ist gewöhnlich nur das Kupfergeld derer, die keine Silbermünze des Verstandes besitzen.



Es ist eine der größten Sünden des Pfaffentums, so lange Zeit das freie Studium der Naturgeschichte gehindert zu haben und noch heute zu hindern.

Gibt es denn gar kein Mittel, die Unzufriedenheit des Volkes aufhören zu machen? fragte ein Einfaltspinsel. O ja, sagte ein witziger Kopf, der König muß nur jedem ein gutes Jahresgehalt geben.

Den hohen Versuch, Könige zu Göttern zu erheben, überlasse man ruhig den Hofpredigern und Geburtstagsodenfabrikanten.

Die große Kunst der Erziehung ist, wenig zu erziehen und die größte Kunst der Regierung, wenig zu regieren.

Auch für die Regierer ist Reden Silber und Schweigen Gold.

Eine Liebhaberei, auf welche die Regenten am seltensten verfallen, ist die Liebhaberei an der Veredelung der Menschen. Die an Menagerien, Statuen, Gemälden, Bauten, Kriegen, Tierhetzen und Tänzerinnen findet man häufig in der Geschichte.

Bei dem gewaltsamen Niederwerfen eines Feindes ist stets zu bedenken, wie es gehen wird, wenn er wieder aufsteht.

Wenn ein junger Mann mit einem älteren Frauenzimmer in Liebeshändel gerät, kann man versichert sein, daß sie sich ihm an den Hals geworfen habe.

Das Sprichwort sagt: Not bricht Eisen, aber im Staatsleben hat das Eisen leider schon gar oft die Not brechen müssen.

Bei dem jetzigen wandelbaren politischen Winde stehen sich die Wetterfahnen am besten.

»Du mußt die Bibel mit kindlichem Sinn lesen«, hört man heutzutage unsere Frommen den Zweiflern zurufen! Wenn das soviel heißt als: »Du mußt dir einen Kindskopf aufschrauben, um alles wörtlich zu glauben, was gedruckt ist«, so dürfte es eine schwere Aufgabe für die Verständigen bleiben.

Es fehlt in Deutschland nicht an Männern, die Geist, Wissen und den besten Willen haben, wohl aber an solchen, die hohen, klaren, praktischen Verstand besitzen.



Wenn die Kirche ohne die Herrschsucht, den Geldgeiz, die Verderbnis und Heuchelei des Pfaffentums denkbar wäre, könnte man sie wohl über den Staat setzen.

Manche Regierungen glauben wirklich, daß man den Menschen mit dem Korporalstock und Polizeiprügel Vaterlandsliebe einbläuen könnte.

Die Franzosen sind zu leichtsinnig, abenteuerlich, eitel und oberflächlich, wir zu starrköpfig, schwerfällig, unpraktisch und pedantisch für die Demokratie.

In der Politik wird öfter das Heilmittel, das man gegen Staatsübel braucht, mit der Zeit selbst wieder eine neue Staatskrankheit.

Es ist eine große Ungeschicklichkeit der Regierungen, wenn sie bei Volkswahlen Ränke machen, denn dadurch entsteht der Reiz des Widerstandes und allgemeines Vertrauen zu den Verfolgten.

An große Stiefel und große Reputationen hängt sich der meiste Dreck.

Ein einziger energischer Kopf ist dem Staate nützlicher als 1000 bloß rechtschaffene Leute mit all ihren frommen Wünschen.

Das Übermaß des Adels im Staate ist darum weniger gefährlich als das Übermaß der Geistlichkeit, weil der Luxus dem Adel die eingezogenen Kräfte des Landes größtenteils wieder auspreßt, während das Pfaffentum alles zur toten Hand bringt und höchstens heuchlerischen Bettlern die Suppen reicht, die ihm selbst viel zu schlecht sind.

Laßt die Jugend lachen und froh sein! Die Zeit der Tränen erreicht sie nur allzufrüh.

Unglück mit Kindern beginnt oft schon in der vorhergehenden Generation.

Wer Übung im Romanlesen hat, kann fast immer nach den ersten zehn Seiten das Ende erraten.



Wenn die Kinder bei ihrer Geburt sehen könnten, was ihnen das Leben bieten wird, so müßten die meisten aus Schreck und Angst wieder gern in den Mutterleib zurückkriechen wollen.

Alles schimpft und tobt gegen die politisch-satirischen Köpfe, die mit scharfen Pillen die Schlechtigkeiten und Torheiten ihrer Zeit abzuführen streben, aber die so sehr erzürnten Herren müssen dem ohngeachtet doch — auf den Nachtstuhl gehen.

Frauen halten nur die Männer für interessant, von denen sie selbst als interessant erklärt werden!

Der Geist blitzt, der Fleiß sitzt und die Dummheit schwitzt.

Nur Wahrheit beleidigt die Menschen.

Wir sehen oft, daß das Wechseln des Arztes schon manchen Kranken wieder auf die Beine gebracht hat. Wer aber von dem Zusammentreten mehrerer Ärzte erwartet, daß sie, mit Beiseitsetzung aller Eitelkeit, allen Eigennutzes und Eigensinns zu seinen Gunsten ein besseres Resultat herbeiführen würden, kennt die Menschen nicht. Ebenso geht es ganzen Völkern, denen Regierungsänderungen oft herrliche Dienste geleistet haben, aber Kongresse mit anderen Mächten noch niemals nützlich gewesen sind.

Man hört täglich behaupten, der Witz vermöge auch das Heiligste herabzuwürdigen und lächerlich zu machen. Aber in Wahrheit hat doch nichts mit Erfolg lächerlich gemacht werden können, was nicht im Grunde vor dem Richterstuhl einer höheren Vernunft schon lächerlich gewesen ist. Antasten kann der freche Witz wohl alles, aber wirklich unterliegen wird ihm keine einzige gesunde Idee. Unsere heutigen Götzendiener sehen aber vieles für Heiligtümer an, worüber man schon vor Jahrtausenden gelacht hat.

Wenn der Besitz von Metall allein zur Stellvertretung eines Volkes qualifiziert, so kann man ebensogut silberne Teekannen und kupferne Waschkessel als Repräsentanten wählen.



Seit die Wucherer am Staate reich werden können, hat die Bewucherung von Privatpersonen nachgelassen.

6000 Jahre soll die Welt bestehen, und noch wissen die Menschen nicht, was sie glauben und wie sie am besten regiert werden sollen. Welche Ursache haben wir also, auf unsere Kultur stolz zu sein?

Nachbarstaaten und Nachbarfrauen geben nicht viel auf gegenseitige Liebesversicherungen.

Um die Konjugation: Ich liebe! dreht sich fast die ganze Weltgeschichte.

Das Schicksal meint es oft besser mit uns als wir selbst.

In leeren Köpfen nisten die Prätensionen am liebsten.

In keinem Lande ist der Regierungen Kunst, die besseren Köpfe herabzuwürdigen, zu prostituieren und so des Beifalls der öffentlichen Meinung zu berauben, gründlicher studiert und mit gleich gutem Erfolge betrieben worden als in Frankreich.

In den Köpfen vieler Menschen steht keine Wahrheit so fest, daß sie nicht von der ersten Mode gewordenen Torheit umgeworfen werden könnte.

Die großen politischen Plusmacher (Eroberungsprojektanten) sind den Staaten noch weit gefährlicher als die kleinen kameralistischen Plusmacher.

Unter die vielen Tollheiten, die die Kirche ausgebrütet hat, gehört auch die, daß der Mensch keinen Anspruch auf Lebensglück habe. Das irdische Leben sei eine immerwährende Sühne, in der man nur Opfer bringen müsse. Oben wäre dann das Heil! Das merkwürdigste bei dieser Hirngeburt ist aber, daß, sobald sie zur Anwendung kommt, die Herren der Kirche die Sache so spielen, daß bei dieser Sühne nur das Volk das Opfertier spielen soll.



Unsere Urenkel werden sich vielleicht wundern über unsere politische Feigheit. »Warum fängst Du nicht selbst an, Deinen Verstand im öffentlichen Leben zu gebrauchen?« fragte ein Tropf einen klugen und charaktervollen Mann. »Weil ich im voraus weiß,« antwortete dieser, »daß mir die Tröpfe wie Du nicht folgen werden und mich vielmehr noch auslachen würden, wenn ich allein stünde.«

Junge Leute, die von der Universität kommen, vergessen oft in ihrem Dünkel, daß die Älteren auch dort gewesen sind.

Die gewöhnlichen Tugenden der Menschen sind, beim Lichte betrachtet, fast immer nur hübsch dekorierte Fehler, Mängel, Gebrechen und Schwächen.

Fast alle Huldigungen, die der Genialität gebracht werden, sind so eingerichtet, daß ein Teil des Glanzes mit auf die Huldigenden fällt.

Die dummen Streiche der Menschen sind nur zu oft die fruchtbaren Mütter ihrer schlechten Streiche.

Viele Monarchen verachteten Spottreden über ihre Person. Wie beispielsweise Friedrich der Große und Josef der II. darüber dachten, ist bekannt genug. Aber die Herren Minister waren immer viel kitzlicher als die Monarchen.

Wenn wir unsere bürgerlichen Verhältnisse unter einander und unser Verhältnis zum Staate nicht auf die unverdorbene Natur der Menschen gründen, werden sie ewig nichts taugen.

Es gibt keine politische Versammlung, in der sich nicht eine bedeutende Zahl Schwachköpfe befände. Nur das Mehr oder Weniger dieses notwendigen Ingredienztes entscheidet über den Wert der Versammlung.

Alle Throne sollten, wie Edelsteine von hohem Werte, à jour gefaßt sein. Die wichtige Geheimniskrämerei in Staatssachen und das Folio-Unterlegen bei Brillanten erregt nur Argwohn.

Der Trieb zur Einheit bei den Völkern ist ihr Erhaltungstrieb.



Die Behauptung, daß in jedem Staate ein mächtiger Erbadel unentbehrlich sei, ist ebenso logisch richtig wie die, daß in jedem Haushalte eine Katze da sein müsse, die den Braten frißt.

Es gibt Kinderkrankheiten der Einzelnen wie ganzer Völker; sie sind besonders gefährlich, wenn sie die Erwachsenen befallen. Zu diesen Kinderkrankheiten gehört der infektiöse Kirchenglaube. Wohl dem Staate, der durch die Konfessionsstarre nicht dauernd blind, taubdumm oder gelähmt wird, und bei dem nicht in der Folge byzantinische oder englische Krankheit sich einstellt.

Die Dummen brauchen in der Religion Hölle und Teufel, im Staatsleben Despoten und Pfaffen.

Ich habe Menschen gekannt, die ihr ganzes Leben lang nichts gerührt hat, wie am Ende desselben der Schlag.

Die, die den Wert des Lebens bloß nach seiner Länge beurteilen, und dasselbe gleichsam mit der Elle ausmessen wollen, wissen nicht, was leben heißt. Nur wer das Höchste, was Geist und Herz im Menschen dem Menschen zu geben vermögen, gefunden hat, hat gelebt. Das Übrige ist bloß ein Vegetieren.

Die sonderbarsten Leute sind die, die sogar mit sich selbst immer Komödie spielen. Ihre Zahl ist größer als man glaubt.

Die Pfaffen der ganzen Welt unterscheiden sich nur durch die Kleider.

Es gibt Gesichter, deren Anblick allein schon wehe tut.

Überall berühren sich die Extreme! So erzeugt die frühere Weinsucht spätere Wassersucht.

Phrasenreiche Leute sind auch oftmals interessant! Man hat nur keine Zeit, sie anzuhören und dieses nehmen sie gewaltig übel.

Junge Leute müssen erst Bengel sein, wenn sie Bäume werden wollen.



Papst Gregor der VII. war der ärgste Demokrat der Welt. Er behauptete in seinem Briefe an Heriman, Bischof von Metz, daß der Teufel selbst die Monarchie erfunden habe.

Unbesonnene unklare Freunde schaden uns weit mehr als offene Feinde.

Wer möchte sich nicht gern der Partei derer anschließen, die ohne jeden Eigennutz nur Wahrheit und Recht wollen, wenn es bloß eine solche Partei gäbe!

Unsere so sehr gewachsene und gepriesene, anstandsvolle äußere Sittlichkeit hat das sonderbare Resultat, daß überall jährlich mehr uneheliche Kinder zum Vorschein kommen.

Könnte man die wahre Herkunft unserer sogenannten ältesten Geschlechter genau feststellen, so würden sehr unerwartete Dinge zum Vorschein kommen und der Adelsstolz große Niederlage erleiden.

Der Mangel an Takt vieler Menschen verdirbt oft in einer Minute mehr, als der höchste Verstand in Jahren wieder gut machen kann.

Kein Volk treibt solche Autoritätsabgötterei wie wir Deutschen. Wir sind Geisteslahme, die sich ohne Krücken nicht bewegen können.

Im ganzen geht die Weltkultur, trotz aller Verfinsterungsversuche, doch immer vorwärts. Die Kurzsichtigen meinen nur, daß die Welt stille steht, wenn sie den Fortschritt nicht auch gleich in ihrem Dorfe sehen und ihr schlechter Bürgermeister noch immer im Amt bleibt.

Würde die gegenseitige Duldung nicht wesentliche Fortschritte machen, wenn man Kindern in der Religionsstunde außer den großen ethischen Grundgesetzen nur noch völlig objektiv vortragen würde, was alles von den verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten in kirchlichen Dingen für wahr gehalten worden ist und noch für wahr gehalten wird.

Es ist schon oft versucht worden, den blinden Glauben zum Modestück zu machen, aber ganz gelungen ist es noch nie!



Niemand täuscht sich leichter über den Gang von Begebenheiten als die gescheuten, weltfremden ehrlichen Leute, die das Gute wollen. — Sie rechnen auf den Verstand der Menge und diese ist in ewiger Torheit versunken. Sie glauben an ein Rechtsgefühl, das nur in ihrem Herzen wohnt. Sie wännen, man werde in gewissen Verhältnissen den besten, klügsten Weg einschlagen und niemand außer ihnen denkt den Ochsenpfad der Dummheit, die Chaussee des Vorurteils und Eigennutzes zu verlassen. Sie wollen freie Menschen schaffen, die Menschen aber Knechte bleiben und sich bloß über den höheren oder niederen Grad ihrer Sklaverei streiten.

Die Regierungskunst besteht oft darin, mit sehr vornehmem Anstand und schönen Phrasen — gar nichts zu tun.

An Landräten fehlt es gottlob nicht mehr und doch ist das Land so oft ohne Rat!

Wir tadeln mit zuversichtlicher Anmaßung gar vieles an Engländern, noch mehr an den Franzosen und Russen. Ich habe indessen geistreiche Vertreter dieser Länder so bitter und wahr über unsere Eigentümlichkeiten scherzen und spotten hören, daß ich sehr gern mein Vaterland verleugnet hätte!

Viele Menschen vergessen, daß Witz keine Grobheit und Satire keine Flegelei zu sein braucht.

Unsere Philosophen haben es in der Abstraktion soweit gebracht, daß man wirklich von aller gesunden Vernunft abstrahieren muß, um sie zu verstehen und sich am Ende Glück zu wünschen hat, wenn man sie nicht versteht.

Die rationellen Empiriker im Staate sind den bloßen Theoretikern ebenso überlegen wie die Empiriker in der Medizin den Kompendien-schreibern.

Wer die große Zahl der Haustyranen kennt, wird sich nicht wundern, auch auf dem Throne manchmal Tyrannen zu sehen!

Ein Herbarium von Ministerphysionomien der letzten 20 Jahre mit Namen, Standort, Eigenschaften und Blütezeit sollte in keiner Staats-sammlung fehlen.



Die Natur ist ein ausgemachter Jesuit! Der Zweck heiligt alle ihre Mittel. Man sollte ihr billig politische Moral predigen, damit sie das legitim Bestehende mehr achten lernte.

Eigenlob stinkt! Ich habe schon viele lange und breite Deduktionen über unsere deutsche Treue, Sittlichkeit, Redlichkeit und Gelehrsamkeit gehört. Der Abwechslung wegen möchte ich nun auch eine unparteiische Abhandlung über unsere politische Dummheit und Erbärmlichkeit in den letzten drei Jahrhunderten lesen.

Man sagt, die Franzosen seien zwar unruhig, begehrlieh und neuerungssüchtig, allein ihr letzter Leibarzt Bonaparte hätte sie doch mit den vielen verordneten weiten Spaziergängen und Aderlassen müde gemacht, auch hätte bei ihnen die Erinnerung an die Erkältung, die sie sich in Rußland durch übermäßigen Genuß von Gefrorenem zugezogen sowie an die teuren Gegenbesuche ihrer Nachbarn reiferes Nachdenken erzeugt, sodaß sie in Zukunft mit größerer Besonnenheit zu Werke gehen würden.

Ich fürchte nur, daß wenn die erste Müdigkeit überwunden ist und der dauernde Senfreiz unserer Uneinigkeit ihnen wieder Appetit gemacht haben wird, ein neuer Bonaparte mit dem gutmütigen, leichtsinnigen Volke ebenso leichtes Spiel haben wird. Er braucht zudem nur Paris zu regieren, und die Departements machen, wie bei einem Storchschnabel, alles sofort nach.

Was an Jassoys Schreibweise besonders wohlthut, ist nicht nur, daß — wie der oben erwähnte Jochmann betont — nirgends der rohe Ton gehört wird, der bei neu erwachendem Parteileben so oft deren Wortführern eigen ist, die Zeichen eines reif ausgebildeten politischen Studiums, das nicht mehr an Schlagwörtern hängt, treten auch sonst hervor. (Die Erfahrungen auf dem Wiener Kongresse waren Jassoy eine gute Schule gewesen.)

Ihm kommt es nicht, und das war damals, wo die französischen Staatslehren den deutschen Liberalismus beherrschten, nicht wenig, auf die äußere Form des Staates an, sondern er will ihn im Volke begründet sehen durch eine bis nach unten gegliederte Selbstverwaltung. Er erkennt, daß jedes Volk seine besondere, aus der Geschichte erwachsene Staatsform benötige und er spottet über die Utopisten, die erst tabula



rasa verlangen, ehe ihre Hirngespinnste gedeihen können. Eine besondere Gereiztheit verrät Jassoy nur gegen die Philisterei, das Mucker- und Pfaffentum und die damals modische romantische Schwärmerei für das deutsche Mittelalter. Der höchste Grad von Volksfreiheit kann seiner Ansicht nach nur in großen und sprachlich geeinten Staaten auf republikanischer Grundlage erlangt werden. Wenn aber das Volk nicht reif sei, werde mit politischen Theorien nichts Gutes bewirkt. Einzelne Köpfe, selbst an der Spitze des Staates, entscheiden wenig und nützen nur, wenn ihr Maßregeln der Nationalbildung angemessen sind. »Ehe man Regenten tadele«, sagt Jassoy, »solle man erstlich die Leibschäden der Völker untersuchen und heilen. Manche Regenten seien noch viel zu gut gewesen für das Volk, das sie beherrschten«, und an anderer Stelle: »Wir sahen oft herrliche Blumen auf dem Throne und Disteln im Volke. Wenn es einmal nur Blumen im Volke gibt, sieht man auch bald keine Disteln mehr auf Thronen«.

Außer »Welt und Zeit« und einem Auszug daraus, betitelt »Stachelbeeren«, schrieb Jassoy noch »Aphorismen über bürgerliche Gesetzgebung«, in denen die Schäden der damaligen Rechtspflege einer geistreichen, scharfen Kritik unterzogen werden. Einige interessante, zeitgenössische Beurteilungen dieses Werkes liegen bei unseren Familienpapieren. Viele stoßen sich an der Schreibweise Jassoys in Aphorismen. Ein ernster Gegenstand müsse auch ernst behandelt und tief begründet werden, während bei Aphorismen der Jagd nach einem frappierenden Witze die Treue und überzeugende Gründlichkeit oft weichen müsse. Einzelnen Forderungen Jassoys ständen zudem ganz unübersteigliche Schranken im Wege. Wie könne man beispielsweise nur daran denken, daß jemals ein einziges Recht im deutschen Staatenbunde geschaffen werden könne. Die Stellung Jassoys zur Frauenfrage wird besonders herb kritisiert. Seine bitteren Bemerkungen über die in Geltung befindlichen, demütigenden Gesetze für Ehegattinnen und natürliche Mütter, sein Ausruf, daß man von den Frauen keine Achtung vor Gesetzen erwarten dürfe, die nur von Männern und nur für Männer verfaßt seien, sein Verlangen »daß die Frauen unbedingt über den Teil der Gesetzgebung gehört werden müßten, der sich besonders mit ihnen beschäftigt, um der Inkonvenienz abzuhelpen, daß heutzutage ein Mädchen keinen der Zwecke seines Daseins erfüllen könne, dem nicht ein Mann die Gnade erweist, es zur Frau zu nehmen« erfährt heftigen Tadel. Wo wolle der Verfasser hinaus? Erstrebe er etwa eine jährliche Verteilung aller Frauen? — Nun, die Frauenbewegungen unserer Tage in vielen



Ländern scheinen denn doch zu zeigen, daß auch hier Jassoy einen sehr wunden Punkt berührt hat, wenn es ihm auch nicht gelang, den gordischen Knoten zu lösen.

Was Jassoys fernere Lebensschicksale betrifft, so hat er des Lebens Leid bitter erfahren müssen. Seine älteste Tochter Sophie, ein hochbegabtes Mädchen, starb Ende November 1822 in jugendlichem Alter an einem rasch tödlich verlaufenden Lungenleiden. Eines Morgens fand man sie entseelt im Bett. Ich selbst sah noch uralte Leute in jugendliche Begeisterung geraten, wenn sie von Sophiens heiterem Wesen, das überall hin Sonnenschein verbreitete, ihren originellen Streichen, ihrer wahren Herzensgüte und schalkhaften Anmut sprachen. Sie war befreundet mit Goethes Marianne und schrieb für Willemer, der 1814 eine Nationaltracht begründen wollte, einen poetischen Dialog: »Gespräch zwischen Völkertracht und Mode«, den derselbe im »Morgenblatt« abdrucken ließ. Unter ihren hinterlassenen Papieren finden sich, in einem Büchelchen vereinigt, neben Abschriften zeitgenössischer Gedichte, viele eigene meist schwermütige Poesien, von denen ich einige zur Probe bringen werde. Eines derselben ist nach allgemeinem Urteil in Form und Inhalt mehr als ein bloßer dilettantischer Versuch und wurde deshalb öfter, so 1840 bei der 4. Jubelfeier der Buchdruckerkunst in Frankfurt unter der Dichterin Namen zum Abdruck gebracht. Da aber dieses Gedicht »Klagen einer Ephemere« auch unter den Werken von Mahlmann sich fand, so ist nicht sichergestellt, ob Sophie Jassoy wirklich die Verfasserin desselben ist, wie Freundinnen nach ihrem Tod bestimmt behaupteten.

Sophie starb 1822; Mahlmanns Gedichte wurden erst drei Jahre später in Halle herausgegeben. Es wäre daher nicht unmöglich, daß die »Ephemere« durch irgend welchen Zufall unter Mahlmanns Sammlungen geraten wäre (etwa wie Thaers »Erziehung des Menschengeschlechts« unter die Schriften von Lessing) aber ausgeschlossen ist nicht, daß umgekehrt Sophie Jassoy ein Mahlmannsches Gedicht schon vor der Veröffentlichung der ganzen Sammlung zufällig kennen lernte und sich in ihr Gedichtbuch abschrieb.

Zweifellos geht ein verwandter, melancholischer Zug durch viele ihrer bescheidenen Gedichte. Ganz außergewöhnlich war die Teilnahme, die ihr früher Tod überall erregte. Ihr Lebensbild und einige ihrer Schriften sind aufgenommen in Heydens »Galerie berühmter Frankfurter« sowie in Schrotzenbergers »Aufzeichnungen zur Geschichte Frankfurts«. Bei der 400jährigen Gedenkfeier der Buchdruckerkunst wurde, wie oben



gesagt, ihr Andenken geehrt, ja selbst der skandallüsterne Friedrich weiß in seinem »Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten« von ihr nur Gutes zu berichten.

Ihre Ruhestätte auf dem Sachsenhäuser Friedhof ziert ein großes eisernes Kreuz, das Freunde der Verstorbenen als letztes Liebeszeichen stifteten. Man hätte darauf den Beginn der »Ephemere« setzen können, denn:

Nur eine kurze Spanne Zeit zu leben  
Ward ihr vom Schicksal zudedacht.

Drei Jahre später endete der älteste Bruder von Sophie Jassoy, der Arzt Theodor Jassoy, sein Leben mit eigener Hand. Dr. med. Theodor Jassoy, ein außerordentlich beanlagter junger Mann, war schon mit 22 Jahren praktischer Arzt und rasch einer der angesehensten der Stadt geworden. Noch heute besitzt das Senckenbergische Museum Präparate von ihm. Von einem geliebten Mädchen, der späteren Gräfin von Salignac-Fenelon, zurückgewiesen, erschoss sich der kaum 27jährige Gelehrte. Sein Leben und sein tragisches Ende gab dem bekannten Romanschriftsteller Heinrich König Stoff zu dem einst vielgelesenen Romane »Regina«.

Der alte Dr. jur. Jassoy überlebte den Tod dieses ältesten Sohnes nur noch wenige Jahre. Seinem jüngeren Sohne Jean, meinem Großvater, legte er in einem rührenden Abschiedsschreiben die baldmöglichste Herausgabe einer groß angelegten, druckfertigen politischen Satire, »Das Tierreich und seine Revolution« noch ganz besonders ans Herz. Dieser Wunsch konnte in einer Zeit, in der jede freiheitliche Regung mit Gewalt unterdrückt wurde, nicht erfüllt werden. Jetzt ist das Manuskript größtenteils veraltet; das gleiche gilt von einer sorgfältig ausgearbeiteten Reichsverfassung. Unserer Familie aber sind heute diese Handschriften ehrwürdige Andenken an einen Vorfahren, dem die Natur glänzende Geistesgaben in verschwenderischer Weise zugeteilt hatte. Die Erinnerung an ihn lebt bei uns fort in zahlreichen anekdotischen Zügen; sie zeigen ihn als einen warmherzigen, geistvollen, heiteren, freidenkenden Mann, einen liebenden Gatten und Vater und glühenden Patrioten. Auch er hat den Grund vorbereiten helfen zu dem neu erstandenen deutschen Reiche, das in dem Einheitsdrange der deutschen Stämme seine wetterfeste Wurzel hat und mit dem Herzblute unseres Volkes auf französischen Schlachtfeldern gekittet wurde.



**Aus Familienbriefen von Dr. Jassoy.**

Die hier abgedruckte Brautwerbung, ein Aprilscherz, ist an die damals 14<sup>1/2</sup>jährige Toni Daëms, die spätere Frau Helgers, gerichtet und mir von deren Tochter, Frau Julie Dahl, geschenkt worden. Dr. Jassoy nannte das kleine Fräulein wegen seiner etwas übergroßen Nase stets *Babylönchen*, so z. B. auch in folgender Einladung:

Tön'chen, Tön'chen, Babylönchen,  
Du, der Backfisch' herrlich Krönchen,  
Du, so schön wie Troja's Lenchen,  
Geh' nicht blos zum Hergenhähnchen,  
Sondern folge meinem Plänchen,  
Komm' und schwing' dein buntes Fähnchen  
Zu dem alten Musensöhnchen.

Liebstes *Babylönchen*!

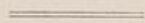
Heute erschien ganz unerwartet der hiesige Bürger und Buchbindermeister *Innlé* und bat mich inständig, für seinen nun mit einer guten Pfarrey ausgestatteten, im 37ten Jahre stehenden Herren Sohn um deine holdseelige Hand zu werben und dieserhalb auch bei deinen Eltern Fürwort einzulegen. Er hatte seinen bezaubernden, Salamanderfarbenen Bratenrock an und ließ sich nicht abweisen, bis ich ihm versprochen hatte, dieserhalb mit dir zu reden; auch erbot er sich namens des Sohnes, noch so lange mit der Hochzeit zu warten, bis Herr Stein ausgestilzt haben würde. Du kennst selbst alle guten Eigenschaften des historischen jungen *Innlés*, und ich kann dich meinerseits auch versichern, daß er dich, nach vollzogener Ehe, nicht wie der treulose *Innlé* im Gellert an einen Sklavenhändler verkaufen wird. —

Überlege also die Sache reiflich, denn der *Anius Martius* sieht mir nicht so aus, als wenn derselbe in den ersten 25 Jahren eine Pfarrey bekommen würde, und selbst die männlichen *Innlés* sind noch ziemlich rar. In die Reserveartillerie läßt er sich nicht versezzen, so daß du dich also nothwendig entschließen mußt, Ja! oder Nein! zu sagen und somit den seufzenden Jüngling entweder zu beglücken oder elend zu machen hast. Morgen soll ich sein Schicksal von dir erfahren und auch ihm mittheilen. *Innlé* und Toni! oder *Innlé sans Babylönchen*. Seyn oder Nicht seyn! Bedenke dich wohl. Stets

dein treuer Freund

Frankfurt a. Main 1 April 1827.

Dr. Jassoy.





### Gelegenheitsgedichte von Familienmitgliedern.

In unserer Familie sind seit alter Zeit manche Mitglieder ein wenig dichterisch tätig gewesen, ohne daß sie deshalb einen Platz auf dem Parnas beanspruchten. Sie wußten und wissen, wie leicht ein Vers gelingt »in einer gebildeten Sprache, die selbst dichtet und denkt«. Ich erinnere an den Theologen Jassoy, der um 1600 seinem Freunde de Certon ein lateinisches Poem widmete, an den Apotheker Louis Jassoy, der etwa 1700 den Bruder zum soeben bestandenen medizinischen Doktor-examen in schwülstigen, lateinischen Versen beglückwünscht, an die »fille de Beltzeboub«, die Tochter der Françoise Pelloutier née Jassoy und deren berüchtigte »atheistische« Briefe, an die (leider) Dramatisierung einer verlorenen Familienchronik durch Frau Bürgermeister Jassoy, an meinen Urgroßvater Dr. jur. Jassoy und dessen politische Tierfabeln, humoristische Reiseromane, Aphorismen und groteske Heldengedichte, last not least an die beiden Sophien Jassoy, meine Großtante und meine Schwester, die Doktorin Frau Eckardt-Jassoy. Auch ich selbst bin im Familienkreise ob der Dichteritis gefürchtet. Mein Namensvetter Julius Jassoy dahier zählt sogar einen veritablen Dichter zu seinen Vorfahren, wir in einer Seitenlinie die Schriftsteller de Marsal und de la Harpe. Wenn ich einige dieser Gelegenheitsgedichte hier folgen lasse, so sehe ich natürlich von denjenigen Kindern der Muse ab, die bei Gesellschaften, Hochzeiten, Kindtaufen, Fahnen- und sonstigen Weißen allüberall und von Jedermannlich oft als erstes Anzeichen beginnenden Schwachsinnens verbrochen zu werden pflegen, wähle möglichst dagegen solche, die aus einem wirklich inneren Drange entstanden, der gebieterisch zwang, eine bestimmte Stimmung sich von der Seele zu schreiben, »seine Notdurft zu Papier zu bringen«, wie mein Urgroßvater treffend sagte. Die Gedichte stammen hauptsächlich von den beiden Sophien, die ich vorhin schon nannte, denn die Verse meines Urgroßvaters haben gepfefferte politische Tendenz und meine eigenen Eintagsfliegen erleiden des Stoffes und der Form wegen berechtigten Feuertod. Einige, besonders einige ältere Gedichte haben zeitgemäße Änderungen und Kürzungen erfahren.

Als ich in Schwetzingen jüngst dem Tempel Apollos mich nahte,  
Bat ich den freundlichen Gott: Bleibe mir gnädig gesinnt.  
Was mir auch immer die Seele von Freuden und Leiden bewegte,  
Leichter trug ich es stets, wurde Empfindung zum Lied.

S. E. geb. Jassoy.



### Die Krone.

Mir träumte, ich tanz' auf der Bäume Wipfel  
Einen gefährlichen Tanz!  
Da hört' ich mich rufen; vom Sternengipfel  
Fiel auf den Kopf mir ein Kranz.

O lieblicher Reif! Wer dich mir auch sandte,  
Werde mir nie mehr geraubt!  
Doch als er mir glühend den Scheitel brannte,  
Riß ich ihn selbst von dem Haupt.

Ich warf ihn gen Himmel, er brennt noch dort,  
Doch auch meine Stirne glüht fort und fort —  
Wie hol' ich ihn wieder?  
Wie lockt man ihn nieder?  
Denn duld' ich die Schmerzen und darf nicht klagen,  
So will ich auch meine Krone tragen.

### An Sand (den Mörder Kotzebue's).

Still und entfernt vom Grabe der Gerechten  
Ein Jüngling ruht, zu früh des Licht's beraubt;  
Kein einz'ger Kranz, den Menschenhände flechten,  
Umwindet sein gefall'nes Haupt.

Gar viele Wandrer werden fühllos gehen  
Vorbei an dieses Grabeshügels Rand,  
Weil sie der Gottheit Wunder nicht verstehen —  
Der Tiefe Perlen, ihnen sind sie Sand.

Nur Freundeskreis wird sich zu ihm bewegen,  
Der steht hier still, der wird die Hand  
Traurig auf's Herz, das springen will, sich legen  
Und flüstern, hier ruht — Sand.

### Die Rattenschlacht.

Kaum stand des Holzstall's finst're Pforte offen,  
So sprang der König Rattistlos heraus,  
Doch bald von Lisen's tapfrer Hand getroffen,  
Sank seine Seel' zu Plutos finst'rem Haus,  
Er zuckt und stirbt, mit einer herben Träne  
Entquickten ihm des Lebens letzte Töne.



Als erst dem Königshaupt der Tod geworden,  
Da sprang herab, wie ein gezückter Blitz,  
Der Feldherr Rhadamand, er trug den Orden  
Pour le mérite, von seinem Holzklotzsitz;  
Doch trotz des Ordens lief er wie ein Hase —  
Die Sieger standen da mit langer Nase.

D'rauf ließ sich Fürstin Caudaratti blicken  
Und wollte schnell durch's Kellerloch entflieh'n,  
Doch sollt' es noch der edlen Rosa glücken,  
Des Lebens Kleid ihr hastig auszuzieh'n,  
Sie sank graziös wie Frau von W. danieder,  
Es deckte sie des Todes Nachtgefieder.

Dann kam der Prinz, von Furcht und Angst getrieben,  
Und lief so schnell als wie ein Flintenschuß,  
Doch tötet ihn mit ungeheuren Hieben  
Die Jungfrau Salome Fresenius.  
Und an dem hohen Stein im Hofe fiel er  
Gleich Georg, des Berlichingens tapf'rem Diener.

Schon glaubten wir, das Werk vollbracht zu haben,  
Schon feierten wir stolz das Siegesfest,  
Da fanden wir, verscharret und vergraben,  
Den Amor'n gleich ein artig Rattennest —  
Und in dem Hof, den nun die Nager hassen,  
Mußten die Kindlein auch ihr Leben lassen.

So wurde uns're große Schlacht geendet.  
Geflossen ist das Blut der Schelmenschar.  
Zu unser'm Heil hat sich der Kampf gewendet,  
Obwohl die Kriegskunst unbekannt uns war;  
Nur so viel haben wir von ihr verstanden,  
Daß wir den Feind auf keine Insel\*) sandten.

#### Album-Sprüche.

Sei mild, sei hilfreich, sonst bist du nicht gut;  
Nur denk' nicht allzu hoch von diesem Triebe —  
Was man den ander'n auch zu Liebe tut,  
Im Grunde ist's ein Teil der Eigenliebe.

Bleibe einfach, heiter, wahr,  
Denke, spreche, handle klar,  
Vor der Härte stets dich hüte,  
Denn der Frauen Schmuck ist Güte.

\*) Anspielung auf die Flucht Napoleons von Elba.



Wehe, wer des Lebens Fernen  
Deutet nach der Bahn von Sternen,  
Deren Lauf er nicht versteht —  
Wem sie nicht im Inner'n funkeln,  
Den wird ew'ge Nacht umdunkeln,  
Stürzen muß er, wo er geht.

### Klage der Eintagsfliege.

Nur einen Tag und eine Nacht zu leben,  
Ward mir vom Schicksal zugedacht;  
Der Tag brach an, von keinem Glanz umgeben,  
Von keinem Morgenrot umlacht;  
Der Tag vergeht und — weh' mir, mich umschweben  
Gewitter, Sturm und Wolkennacht;  
Mir ward kein Blick, kein einz'ger Strahl der Wonne  
Aus Deinem Lichtquell, ewig reiche Sonne.

Es kam die Nacht; — auf Sterne stand mein Hoffen,  
Auf Himmelslicht, zum Troste mir gesandt;  
Doch nirgends war der schwarze Himmel offen!  
Der Lyra Pracht, Orions Strahlenband,  
Mein sehndend Auge hat euch nie getroffen,  
Dich nicht geseh'n, du süßes Vaterland!  
Mit Tränen blickt' ich in die ew'ge Ferne,  
Doch meine Nacht, sie hatte keine Sterne.

Gerechtigkeit! soll das ein Leben gelten,  
Was kaum des Lebens Notdurft mir erwies?  
Wo soll ich mich mit meiner Ford'ring melden,  
Die mir ein freudenvolles Sein verhieß?  
Was tat ich Dir, Du großer Herr der Welten,  
Daß mich Dein Wink in diese Zeit verwies,  
Die unter Sturm und qualerfüllten Stunden  
So schnell, so leer, so freudenarm entschwunden?

### Abschied.

(Geschrieben im Herbst 1822; Ende November des gleichen Jahres starb Sophie  
Jassoy im Alter von eben 25 Jahren.)

Verwelkt ist das Laub, der Herbstwind weht kalt,  
Ich wandle allein in dem düsteren Wald,  
Viel Trauer und Ahnung mich lenken. —



Mein Forst, mein geliebter, ich sag' Dir »Ade«  
Und wenn ich Dich nimmermehr wiederseh',  
Magst Du deines Sängers gedenken.

Einst war ich so frisch wie dein junges Grün,  
Nun fühl' ich mein Leben wie Herbstlaub entglüh'n,  
Das schauernd die Nordstürme trafen. —  
Ich weiß es, ihr Blätter, ich falle mit euch,  
Doch brech' ich mir erst einen goldenen Zweig,  
Mit dem in der Hand möcht' ich schlafen.

### Micheliade.

Bruchstücke eines Heldengedichtes aus der Zeit des Wiener Kongresses, verfaßt  
von O. Niemand, Schulmeister zu Jammertal in Germanien.

Sing' Muse du den Zorn, von dem du sahst erglüh'n  
den Riesen Michael, als Loke ihm erschien,  
den Armen ängstigend, der wie gewöhnlich schlief,  
indem er höhnisch ihm ins Ohr die Worte rief:

Du bist ein armer Tropf, das weiß ja jedermann,  
der, immerzu geplagt, sich niemals helfen kann.  
Von jeher war's dein Los, daß man dich hat betrogen,  
nur wechselten die Herr'n, die dich beraubt, belogen.  
Du fluchst der bösen Welt, weil sie nicht warten will,  
bis zu der Hacke du gefunden auch den Stiel.  
Bei deinem Unverstand nützt dir selbst nichts das Siegen,  
Ich seh' dich schon im Geist auf's neue unterliegen,  
denn, wer der Saaten Frucht zu ernten will versteh'n,  
muß schnell sein, eh' der Wind die Körner wird verweh'n.  
Die deutschen Stämme schau', die aufgescheucht, schon alle  
im philiströsen Schlaf geh'n in die neue Falle:  
Von Öst'reich beispielsweise wirst du nicht viel erwarten;  
dort ist der Geist verbannt im öden Pfaffengarten,  
ein traurig Ritterheer den Bürgerstand verachtet,  
(das noch sein Wörtlein »von« als Kapital betrachtet,  
das Wucherzinsen trägt), weil andere sich plagen  
für es, die hochverdient, am Hungertuche nagen —  
den Höflingskrampf nur sieh', mit dem sich Sachsen bücken  
vor der Bamtenschaft, die brauchte steife Rücken —  
was nutzt ihr Sinn für Kunst, was ihres Kopfes List,  
wenn doch das ganze Land in tiefer Knechtschaft ist.  
Schau' unser Preußenvolk an rauher Ostseebucht,  
wo armen Teufels Fleiß den glatten Bernstein sucht  
und Gansgerichte stets im Küchenzettel siegen,



der Adel und das Volk im ew'gen Hader liegen,  
den Tagelöhner man zur Sklavenarbeit treibt,  
dieweil des Gutes Herr am Pferdestammbaum schreibt —  
Betracht' den Baiern, den man an der Grobheit kennt,  
der's nicht mal gerne hört, daß man ihn Deutschen nennt,  
Obgleich er ganz wie du von Bier und Klößen lebt  
und, fluchend wie ein Heid', vor feigen Pfaffen bebt —  
Blick' auf des Rheines Flut, die an dem Ufer wühlt,  
wo süßer Rebensaft die durst'gen Kehlen kühlt,  
wo auf dem stolzen Strom der derbe Schiffer schwitzt  
und in der Menschen Herz nur jetzo Schwermut sitzt  
weil ein Kongreß zu Wien, der Trennungskunst beflissen,  
auch ihr natürlich Band in Fetzen hat zerissen —  
Das grüne Neckartal will ich dir schnell noch zeigen,  
es klang dereinst sein Ruhm von tapf'ren Schwabenstreichen,  
heut wohnt dort langsam Volk, das sich in Sekten quält  
und seines Glaubens Ziel breitmäulig dir erzählt —  
sie alle und viel mehr seh' ich ganz ohne Brille,  
doch hier steht auch sogleich mein bißchen Weisheit stille,  
denn keinen seh' für dich den Kopf ich sich zerbrechen,  
es will ein jeder selbst die fetten Spargeln stechen,  
so bleibst der Michel du, den niemand ehrt und kennt,  
weil jeder einzelne im engsten Zirkel rennt,  
und was dem deutschen Volk am meisten noch gebricht  
ein Vaterland, geliebt von allen, seh' ich nicht.

-----  
Wozu auch solches wohl, da deines Armes Beute  
dem stets zu Teile ward, der klug das Feuer scheute,  
verfaultem Adel, der, mit Bändern wohlbedekt,  
vor noch nicht langer Zeit des Feindes . . . . gelect,  
den Dunkelmännern gar, von Rom so klug gelenkt,  
der Lichtauslöscherschar, die dich zu knebeln denkt —  
d'rum bleibst du immer Knecht, dem Herr'n zu Spott und Hohn,  
der dir die Dummheit dankt mit wohlverdientem Lohn —

So raunt der Götterfeind, als Michel halb erwachte  
und wegen solchen Schimpf's sogleich auf Rache dachte,  
doch was er dacht' und tat zu singen ich mir spare,  
bis wiederum vergangen hundert Erdenjahre,  
sonst lohnt es nicht der Müh' und bleibt die alte Leier —  
ein neuer Korse schlägt vielleicht aus Fünkchen Feuer —  
die Not lehrt einen sich und kräftig um sich schmeißen,  
denn ein zerstückelt Volk schweißst doch nur Blut und Eisen.



Frühling.

Weshalb nur so zaghaft, Liebchen,  
Seit sittsam ich löschte das Licht?  
Wir küßten im taghellen Stübchen,  
Darf jetzt ich dich herzen nicht?

Ich soll dich sogleich verlassen,  
Sonst kämst du durch mich in Not —  
Wie würde dich Reue erfassen,  
Gehorcht' ich dem schlimmen Gebot.

Lang' hielt'st du die Sinne im Zügel,  
Nun aber die Stunde kam,  
Wo dich der Leidenschaft Flügel  
Weg trägt über Mädchenscham.

Dich packt ein schauernd Begehren,  
Wähnst du, ich merke es nicht,  
Schon drückst du, statt dich zu wehren,  
Die Hand vor's erglühte Gesicht.

Folg' nur dem heißen Drange,  
Der Lenz ist so schnell dahin,  
Es tönt aus uraltem Sange,  
Wer liebt, nur dem wird verzieh'n.

Ich helfe dir beim Entkleiden  
Mit fiebrig zitternder Hand,  
Dann wird uns ein Gott geleiten  
In der Liebe seliges Land.

Die Gottesverächterin!

Gott ist nur deshalb für viele die »Güte«,  
Weil er sich in nichts mischt.

Als rings das Rund im höchsten Maienflore,  
Spielt' ich als Kind 'mal vor dem Gartentore  
Und fand dort einen Blinden traurig steh'n,  
Der von der ganzen Pracht nichts konnte seh'n —  
Ein Steinwurf hatte ihn des Licht's beraubt,  
Die Obrigkeit das Betteln ihm erlaubt —  
Im Zorne rief ich: »Böser lieber Gott,  
Erbarm' dich doch des armen Mannes Not.«  
Die Schwester wehrt' mir streng, daß ich so spräche:  
»Kind! Gottes Wege sind nicht deine Wege«.



Nicht lang', und uns're Mutter kam in's Grab,  
Des Hauses Sonnenschein sank mit hinab,  
Mein armer Vater wurde überfahren,  
Er siecht' und starb nach sieben Schreckensjahren —  
Wir Schwestern standen hilflos nun allein,  
Und Sorge trat in uns're Kammer ein —  
Und als die Not ward kraß und immer krasser,  
Sprang meine Schwester in das Mühlenwasser,  
»Wo bleibst du Gott, du Vater allerwege,  
Sind deine Wege niemals uns're Wege?«

Neu faßt' ich Mut, mich freit' ein braver Mann,  
Und Jahr für Jahr in Arbeitslust verrann;  
Schon schmiegeten Kinder sich an meine Brust,  
Da traf mich meines Mann's und ihr Verlust. —  
Jetzt bin ich klaglos, lind're fremde Pein,  
Natur- und Kunstgenuß gibt Sonnenschein,  
Und hoff' nichts mehr vom Priestergott der Toren,  
Den Menschenhirn in Todesfurcht geboren —  
Wohl seh' ich Tiere Schwache schützen, pflegen,  
Nur ihn, die Güte, nie auf solchen Wegen.

Aus dem Liederbuche meiner Schwester.

### Verschwendung.

Streu' ich die kleinen Lieder aus,  
Flattern sie lustig von Hause zu Haus,  
Fang' sie mir nimmermehr wieder,  
Hab' noch viel andere Lieder!  
Laßt mich nur immer den Reichtum verschwenden,  
Kann nicht mit wägenden Händen spenden,  
Möchte die Brust mir sonst zerspringen  
Vor lauter Jubeln, Klingen und Singen.

### Frau Holle.

Sie geht in stiller Nacht durch Feld und Wald  
Und bettet weich die jungen Keime ein,  
Ihr Schleier leicht wie Schneegerinsel wallt,  
Ihr schönes Haupt kränzt lichter Sternenschein —  
Und wo sie irgend einen Baum und Strauch  
Benetzt mit zartem, mitleidvollem Hauch,



Da glänzt, ein Märchenwunder scheint es fast,  
Im Rauhreif silbern jeder Zweig und Ast.  
Sie streckt, zu segnen, ihre weiße Hand,  
Und sieh! — Von Eiskristallen strahlt das Land.

---

### Abend am Meer.

Die See liegt wie ein Silberspiegel da,  
Die Möven schießen kreischend durch die Lüfte,  
Und mit dem Wind zieh'n sinnberauschend her  
Vom nahen Rapsfeld honigsüße Düfte.

Schon ist die Sonne hinter'm Dünenhang,  
Die Wolken gleichen goldgesäumten Flammen,  
Am Strande stehen zwei, die Hand in Hand  
Sich träumen in ein Märchenland zusammen.

---

### Junges Glück.

Und als der Winterschnee zerrann  
Und Gras und Laub erwachten,  
Da hat Frau Minne sie geküßt,  
Und ihre Herzen lachten.

Und als die Nachtigall dann schlug  
In mondbeglänzten Hecken,  
Da konnten sie die Seligkeit  
Nicht länger mehr verstecken.

Sie suchten und sie fanden sich  
In einer holden Stunde,  
In sternenheller Maimondnacht  
Im Wald, im grünen Grunde.

Sie fragten nicht, weshalb, wozu,  
Und wie es wohl gekommen,  
Sie haben als ein Lenzgeschenk  
Ihr junges Glück genommen.

---



### Stillste Stunde.

Nun birg' mein Haupt an deine Schulter  
Im Schauer dieser Sternennacht —  
O schönes Zeichen! Sieh', die Krone  
Glänzt über uns in ew'ger Pracht.

Und fühl', wie diese stillste Stunde  
Uns selig löst von Zeit und Raum. —  
Horch, Nachtigallen schlagen jubelnd  
In uns'res Lebens schönsten Traum.

### Carpe diem.

Der Jahre Wandern  
Kann keiner halten,  
Die Knospe von gestern  
Muß heut' sich entfalten,  
Die Blüte von heute  
Ist morgen verweht,  
Gleich eilendem Schatten  
Das Leben vergeht.  
O nütze die Stunde  
Voll Freude und Glück,  
Sie kehret dir nimmer,  
Ja nimmer zurück.

### Der Fluß.

Es färbt das Laub sich täglich bunter.  
Vom Obstbaum ist geheimst die letzte Frucht,  
Und wo im Sommer froh und munter  
Ich Kränze wand, mein Aug' vergeblich sucht  
Ein einzig blühend Reis, doch freundlich blitzen  
Mich Hagebutten an und Berberitzen;  
Die binde ich mit gold'nem Laub zum Kranz.  
Vom Mäuerchen, das von der Sonne ganz  
Durchglüht, blick' ich ins weite Tal  
Und freu' mich an dem lustigen Gewimmel —  
Hinauf, hinab, und wie so licht  
Sich d'rüber wölbt der herbstlich blasse Himmel —  
Und weiter schweift mein Aug' zum Schloß,  
Das ruht und träumt in seiner Wälderwiege



Dort, wo der Berg sich mählich senkt  
Zum hellen Fluß hinab in sanfter Biege.  
Ich seh' ihn unterm Brückenbogen schäumen —  
Unschlüssig stockt mein Fuß in stillem Säumen:  
Die Wasser singen ihr altes Lied  
Von Gehen und Wiederkehren,  
Es klingt so süß, ich aber kann  
Den quellenden Tränen nicht wehren.

---

Zwei Sträußlein.

Im Wiesengrund, wo das Bächlein geht,  
Blauveilchen dicht an Blauveilchen steht,  
Da pflückt' ich ein zierliches Sträußlein mir  
Und steckte es an als Frühlingszier.

Ein zweites Sträußlein, das ich wand,  
Hielt ich ein Weilchen still in der Hand,  
Dann warf ich's hinab in den eilenden Bach —  
Ein blinkendes Tränlein tropfte nach.

---

Stürmischer Tag.

Fort! aus der lastenden Luft im Hause,  
Fort, nur fort in's Freie hinaus.  
Fasse mich, Sturmwind, mit klammernden Armen,  
Lache das zagende Menschenkind aus.

Wehe vom Herz mir das dumme Gequäle  
Ewig nur fruchtlos begrübelter Last,  
Daß meine Seele sich deiner vermähle,  
Halte mich enger und enger umfaßt.

Männer lieben wir keck und verwegen;  
Küß' mich Geselle, was zauderst du?  
Komm', ich eile dir jauchzend entgegen,  
Finde bei dir vor mir selber Ruh'.

---

Erinnerung.

Erinnerung, du schöne Zauberin,  
Du lächelst leise, und die Schleier  
Zerreißen, die der Alltag still geschäftig



Um die vergang'nen Zeiten neidisch spann. —  
Es steigt empor aus des Vergessens Nacht,  
Es blüht in Wonne auf, es leuchtet wieder,  
Ein halb verscholl'nes Märchen klingt und singt  
Im treuen Herzen, und dem trüben Heute  
Ersteht von neuem das »Es war einmal«.  
Erinnerung, du schöne Zauberin —  
Du lächelst und die Schleier reißen.

Mißtrau' dem Jenseits.

Kein größeres Gebot gibt es als lieben  
Von ganzer Seele. Denke nicht zu zahlen  
Durch späte Reue, was du schuldig blieben.  
Mißtrau' dem Jenseits, das dir Schwärmer malen,  
Von ihrer Wünsche frommem Wahn getrieben —  
Dein Himmelreich ist hier, hier sind die Qualen  
Von deiner Hölle, selbst nur kannst du lösen,  
Solang du lebst und atmest, dich vom Bösen.

Auf dem Friedhof.

Ich irr' auf grasverwachs'nen Gängen  
Um alte eingesunk'ne Hügel.  
Ein Falter mit zerfetztem Flügel  
Sucht matt sich an ein Kreuz zu hängen.

Ich muß den Hut auf's Ohr mir zwängen  
Und eng des Mantels Falten raffen,  
So macht der kalte Nord zu schaffen  
Mit unablässigem Bedrängen.

In kurzen Schauern fällt der Regen  
Herab und trommelt auf die Gräber  
Und weckt doch nicht die stillen Schläfer,  
Die sie schon lange treulich hegen.

Die Wogen nach der Sturmnacht legen  
Sich kampfesmüd im Sonnenfrieden.  
Sei stille! Was dir auch beschieden  
O Herz: Du gehst der Ruh' entgegen.



Vorfrühling.

Ging mal in der Mittagsstunde  
Im Gehölze ganz allein,  
Auf dem kahlen Buchenaste  
Sang ein munt'res Vögelein.

Und mir war's, als ob das Liedchen  
Just an die gerichtet wär',  
Der es heut im Kopf so düster  
Und im Herz so kalt und leer.

Bist ein Tor, klang's, bist ein Träumer,  
Daß du gehst in Traurigkeit,  
Weißt doch, daß nach Wintertagen  
Aufersteht die Frühlingszeit.

Opferst du wohl gar, du Ärmster  
— Und die Äuglein funkeln listig —  
Den modernsten Götzen — bist schon  
Angekränkelt pessimistisch.

Doch das kann ich nimmer glauben,  
Sangest sonst so froh und frisch,  
Freutest an den ersten Blättchen,  
An der ersten Blüte dich.

Hattest stets ein liebes Auge  
Für die Wunder der Natur,  
Fandest in dem kleinsten Moose  
Eines Weltenwerdens Spur.

Weg d'rum mit den Sorgenfalten,  
Mit dem Weltschmerz im Gesicht,  
Heut wie gestern strahlt die Sonne,  
Spendet Wärme, Kraft und Licht.

Heut' wie gestern ruht die Erde  
Sicher in des Schöpfers Hand,  
Heut' wie gestern weht sein Odem  
Lebenspendend durch das Land.

Schau' nur in die eig'ne Seele;  
Selbst im herbsten, tiefsten Leid  
Kündet dir ein Hoffnungssternchen  
Trostreich künft'ge Seligkeit.



Kinderland.

Nur manchmal nachts im Traume  
Da seh' ich das alte Haus  
Und mich im kurzen Röckchen  
Laufen ein und aus.

Es folgt mir zärtlich mahnend  
Ein treues Augenpaar,  
Der Mutter Hände streichen  
Mir kosend übers Haar.

Und bin ich müd' vom Spielen  
Ich weiß den besten Fleck,  
Und schmiege an Vaters Seite  
Mich still ins Sophaeck.

Sein Arm hält mich umschlungen,  
Das Kätzchen liegt dabei,  
Es schnurrt und spinnt behaglich,  
Glücklich wir alle drei.

Ach lang ist's, lang vorüber,  
Und nur in dunkler Nacht  
Das Kinderland, das liebe,  
Mir freundlich wieder lacht!

---

Du und ich.

Als wir das Wort gesprochen, das uns band,  
Da lag das Leben vor uns wonniglich,  
Da sahen wir ein blühend Rosenland  
In einem Zaubergarten

du und ich.

Doch Stürme kamen und vom Blütenbaum  
Die Knospen fielen, eh' sie lösten sich —  
Was wir erhofften, schwand wie Meereschaum,  
Hart faßte uns das Leben

dich und mich.

Nur uns're Liebe unerschüttert stand,  
Soviel auch wankte und im Kampfe wich,  
Und niemals tauschen wir das Herzensband  
Mit einer Königskrone

du und ich.

---



Juliabend.

An einem Juliabend war's;  
Ich war zum Schloß hinaufgegangen  
Und sah von der Terrasse Rund  
In's Tal hinunter — traumbefangen.

Im Nebel lag das weite Land;  
Der Fluß schoß über's Wehr, mit Singen  
Zog junges Volk am Ufer hin,  
Ich hörte liebe Weisen klingen.

Im Efeuteppich blitzt es auf  
In vielen hundert lichten Funken,  
Glühwürmchen nur, mir aber schien's,  
Als wären Sterne hingsunken.

Der Abend war so weich, so warm,  
Die Luft durchtränkt vom Duft der Linden,  
Mir war, als könnte ich das Glück —  
Das scheue Glück noch einmal finden.

---

Mein Herz ist gar so müd.

Ich war einmal so stolz und reich,  
Nun ist mein Beutel leer,  
Ich hab' einmal ein Lieb geküßt,  
Nun hab' ich keines mehr.

Das war zur schönen Frühlingszeit,  
Da blühte mir der Mut,  
Da wußt' mein töricht Herz noch nicht,  
Wie weh' das Scheiden tut.

Und als der Frühling Abschied nahm,  
War auch mein' Lust vorbei,  
Was hilft mir's, daß er wiederkehrt,  
Mein Lieb ist nicht dabei.

Wie ist die Welt so wunderschön,  
Wie drängt sich Blüt' an Blüt' —  
O Sonne, scheine nicht zu hell,  
Mein Herz ist gar so müd.

---



Stille Pfade.

Am liebsten geh' ich die stillen Pfade,  
Die nie die Gunst der Menge besessen,  
Die kaum betreten, halb schon vergessen,  
Sich zwischen den Bergen, heimlich versteckt,  
Hinwinden von schwellenden Moosen bedeckt,  
Wo hohe Farne den Weg umsäumen  
Und wilde Blumen den Sommer verträumen,  
Wo munter ein Quellchen rieselt und rinnt  
Und zwischen Felsen den Weg sich gewinnt,  
In schattendes Dunkel die suchenden Strahlen  
Der Sonne zitternde Ringe malen,  
Waldvogel sein zärtlichstes Liedchen singt  
Und leise die Stimme der Welt verklingt --  
Am liebsten geh' ich die stillen Pfade.

Am Allerseelentag.

Gestern am Allerseelentag,  
Ging ich am Berghang steilen Steg,  
Meine Seele war matt und zag,  
Welkes Laub trieb über den Weg.

Wolken jagten einander sich nach,  
Unaufhörlich in tollem Spiel,  
Als ich ein Stechpalmzweiglein brach,  
Kalt es Naß auf die Hand mir fiel.

Kinderlos.

Oft, wenn ich abends noch  
Still für mich nähe  
Und nach dem Gatten doch  
Sehnsüchtig spähe —

Seh' ich die junge Frau  
Im kleinen Stübchen,  
Drüben im Eckerbau  
Betten ihr Bübchen.



Über die Gasse hin  
Hell klingt ihr Lachen,  
Und mein bewegter Sinn  
Horcht, wie sie's machen.

Höre, wie Schelt' und Scherz  
Zärtlich sich mischen,  
Schlaf' Kindchen, schlaf' mein Herz  
Flüstert's dazwischen.

Ach, dann durchschauert mich  
Bei mir die Leere,  
Und ich wein' bitterlich,  
Wenn ich mich kehre.

---

Was bildest du so viel dir ein.

Wie Träume flieh'n die Jahre  
Und nehmen mit sich Lust und Leid  
Und immer neue kommen  
Mit Qual und Freude im Geleit.

Es wechseln die Geschlechter  
In ew'gem Kommen, ew'gem Geh'n,  
Es ringt von frischem jedes,  
Kann kein's das and're recht versteh'n.

Ich säte manchen Samen  
Doch ach! die Früchte blieben aus,  
Ich gab mit vollen Händen,  
Ging selber arm und leer nach Haus.

Kein Kind trägt meinen Namen  
Und wirkt in meinem Geiste fort,  
Gleich wurzelloser Blume  
Ist, was ich pflanzte, bald verdorrt.

Ach! nur ein eitles Wähnen  
War die geträumte Seligkeit,  
Nicht wert der heißen Tränen,  
Die ich darum geweint, das Leid.

Nichts and'res als ein Tropfen  
Im Meer der Zeiten ist mein Sein,  
Armse'ger kleiner Tropfen  
Was bildest du soviel dir ein!

---



### Tod und Leben.

Die alte Mutter sitzt am Bett  
Des einz'gen Sohn's, sie spürt mit Beben,  
Daß flackernd nur der Puls noch geht —  
Gleichgültig tickt die Uhr daneben.

Die Lampe sendet trüben Schein  
Und streut ihn zitternd in die Runde.  
Im Schattenwinkel lehnt der Tod  
Und wartet still auf seine Stunde.

Und wie er so zu Häupten steht  
Und niederschaut, da klingt die Weise  
Des Gaudeamus durch das Tal  
Und weckt den Wiederhall im Kreise.

Studenten zieh'n am Haus vorbei;  
Der Tod lauscht ihrem hellen Singen,  
Dann küßt er sanft des Jünglings Stirn  
Und gleitet fort auf dunklen Schwingen.

---

### Fremd.

Bin fremd in fremden Gassen,  
So einsam, so verlassen,  
Noch will's das Herz nicht fassen,  
Daß Liebe ward zu Leid.

Am Berg die Wolken ziehen,  
Was süße Lust verliehen,  
Muß sterben, muß verblühen,  
Der Winter ist nicht weit.

---

### Dann komm', o Tod.

Wenn meine Augen einstmals matter werden,  
Und meine Hände, die so gerne gaben,  
Wenn sie von fern nur bittende Geberden  
Erspähten, kälter werdend, nichts mehr haben,  
Das sie umfassen möchten hier auf Erden,  
Um sich im frohen Geben selbst zu laben,  
Dann komm', o Tod, und mache schnell ein Ende,  
Ich werde segnen deine Knochenhände.

---



Ich will nicht zweifeln.

Ich will nicht zweifeln, will nicht zagen,  
Wenn jede Erdenstütze wankt,  
Ich will vertrau'n und alles tragen,  
Ob mir in tiefster Seele bangt.  
Geduldig will ich stille halten,  
Liegt schwer auf mir die Gottes Hand,  
In Demut nur die Hände falten —  
Er, der von je mich hat gekannt,  
Er weiß die Zeit, mich zu entzücken  
Mit seiner Gnade süßem Trost,  
Dem wilden Sturm mich zu entrücken,  
Der meines Lebens Schiff umtost. —  
So will ich harren hoffnungsvoll, und rauben  
Soll keine Leidensnacht mir meinen Glauben.

---

Der Glücksfaden.

Es wundert manche wohl, daß meine Seele  
So hell und offen allem Schönen blieb,  
Daß mich des Schicksals oft empfund'ne Härte  
Zwar beugen konnte, doch mich nicht zerrieb.

Das kommt, weil sie nicht ahnen, wie so lieblich  
Der Tage Kette manchmal mir verrann,  
Und daß die Parze einen gold'nen Faden  
In das Gewebe meines Lebens spann.

---



### Wert von Ahnentafeln für die Familien.

Frei wähn'st du, Mensch, frei ging'st du hin durch's Leben? —  
Erwäg' nur erst, wer dich erzeugt, gebar,  
Wie viel Natur als Vorzug, als Gefahr,  
An Neigung, Kraft, Talent dir mitgegeben.

Und welche Bahn sich aufat deinem Streben,  
Wer Lehrer dir und wer dir Vorbild war,  
Der Freunde Rat und der Genossen Schar,  
Dein gärend Blut und deiner Nerven Beben;

Erwäg' all dies und sieh', dein Leben ist  
Ein Facit nur, das eine Rechnung schließt;  
Wie stolz, selbsttätig wir uns auch gebärden.

Es fördert keiner mehr aus sich zu Tag,  
Als gleich von Anfang her schon in ihm lag,  
Und unser Wollen all' ist nur ein Werden!

In einem früheren Abschnitte habe ich darauf hingewiesen, daß die Feststellung der Generationenfolge der namengebenden Familie eines heute Lebenden nicht genügt, wenn man dessen wirkliche Blutsverwandtschaft feststellen will. Mehr geben die Ahnentafeln, die von dem betreffenden Individuum rückwärtsschreitend, dessen Aszendenten, also die beiden Eltern, deren je zwei Eltern und so fort enthalten. Leider geben auch die Ahnentafeln, die zudem beim Verfolge rückwärts sehr rasch zu ungeahntem Umfange anschwellen würden, nicht die ganze Blutsverwandtschaft wieder. Es fehlen die sämtlichen Seitenketten, die Geschwister der in der Ahnentafel genannten Personen mit ihren Abkömmlingen [also die Brüder, Schwestern, Onkel, Tanten, Vettern, Basen, Neffen, Nichten u. s. f.], die doch alle Blutsverwandte der Ausgangsperson sind. Ein ganz vollkommenes Bild würden nur wieder Generationsreihen, aber Generationsreihen sämtlicher in einer Ahnen-



tafel genannten Urahnem geben. Geht man z. B. nur bis auf die 16 Ururgroßeltern einer Person zurück, so müßten von allen diesen 16 Ahnen Generationenfolgen (natürlich einschließlich der ganzen weiblichen Nachkommenschaft) aufgestellt werden, ein häufig sehr mühsames Beginnen, das aber zur völligen Unmöglichkeit wird, wenn man, wie ahnenstolze Leute, ein Geschlecht bis auf die Zeit der Kreuzzüge zurückverfolgen möchte. Man sieht weiterhin, daß das sogenannte Aussterben von Familien in den meisten Fällen ein bloß scheinbares ist. Geht man ja nur um ein Jahrhundert rückwärts und zählt dann wieder vorwärts, wie viele Personen heute leben, die einen oder mehrere der 16 Ahnen einer bestimmten Person gleichfalls zu Vorfahren haben, so erkennt man, daß das Aussterben gewöhnlich nur ein ganz kleines dürres Ästchen an dem großen Baume der Familie betraf, daß dieser Baum im Gegenteil in kräftigster Ausbreitung begriffen ist. Daß für die wissenschaftliche Familienforschung die einfache Ahnentafel allein nicht genügt, zeigen auch die Fälle, in denen in einer Familie scheinbar unvermittelt Geisteskrankheiten auftreten, die den erfahrenen Psychiater sofort auf eine Vererbung durch degenerierte Ahnen schließen lassen. Geht man in solchen Fällen den sämtlichen Blutsverwandten nach, so entdeckt man in einer Seitenlinie gar bald den roten Faden, der über Selbstmörder, Tunichtgute, Idioten und energielose Pechvögel auf den Unheilsahn zurückführt, von dem die einfache Vorfahrentafel nichts berichtete und nichts berichten konnte.

Nach dieser Abschweifung möchte ich nochmals auf den Nutzen zu sprechen kommen, den gewissenhaft geführte Familienchroniken nicht nur für den Staat, wie ich früher ausführte, sondern auch für die Familie selbst haben können. Ich weiß, das möchte ich vorausschicken, so gut wie jeder, der sich ernstlich mit Genealogie beschäftigt hat, wie wenig wissenschaftlichen Wert überlieferte Stammbäume haben, auch wenn sie auf die feinste Eselshaut gemalt sind. Wissenschaftlich bedeutet ein solches Dokument zunächst garnichts, denn das, was darauf steht, muß erst erwiesen werden. Man muß hierbei sehr, sehr vorsichtig sein; zudem ist die Nachprüfung der Überlieferungen mühsam und bei sehr alten Nachrichten oft direkt unmöglich, da die Quellen, die dem betreffenden Chronisten seiner Zeit zur Verfügung standen oder gestanden haben sollen, inzwischen vernichtet sein können. Immerhin wird die sorgfältige Benützung alter Urkunden, alter Verträge, Grundbücher der Gemeinden, Epitaphienverzeichnisse, Kirchen- und Innungsbücher, Personalakten der Behörden, manchmal auch Aufzeichnungen der Irren- und Strafanstalten,



Universitätsmatrikel, Stadtchroniken, die Memoirenliteratur usf. eine große Masse Tatsachenmaterial zutage fördern.

Was ist damit gewonnen? werden die überskeptischen Leutchen mit listigem Augenzwinkern sagen, wenn auch sämtliche Angaben der Chronisten durch Aktenstücke belegt werden können. »Ist doch der Vater immer unsicher«. Zugegeben, daß der im Kirchenbuche eingetragene Vater nicht immer der wirkliche Erzeuger der Nachkommenschaft ist, zugegeben weiterhin, daß selbst die Angabe der Mutter angezweifelt werden kann, da Kindesunterschiebungen und Verwechslungen nicht außer dem Bereich der Möglichkeit stehen, so ist doch zu bedenken, daß seltene Ausnahmefälle die wissenschaftlichen Schlüsse aus der Regel nicht merklich beeinflussen können, sobald nur ein großes Material vorliegt.

»Was soll uns endlich die Wiedererweckung des mittelalterlichen Ahnenstolzes mit all ihren schädlichen Folgen!« »Ist es nicht allgemein bekannt, daß jede Familie früher oder später degeneriert, wenn sie eine gewisse Höhe errungen hat!« »Ist nicht gerade der sogenannte Hochadel am häufigsten körperlich und geistig vertrottelt!« »Sagt nicht schon das Sprichwort: Der Vater der Sklav', der Sohn der Graf, der Enkel das Schaf!« »Werden nicht allzu leicht infolge eines übertriebenen Familienbewußtseins minderwertige Blutsverwandte reicher oder angesehener Leute durch Begünstigung, durch »Vetternwirtschaft« Stellen erhalten, denen sie nicht gewachsen sind und in denen sie außerdem besser geeigneten Personen Platz und Brot wegnehmen!« »Haben wir nicht gerade in Deutschland noch übergenuß privilegierten Nepotismus, beruht nicht die unberechtigte Bevorzugung des Adels in Heer und Verwaltung auf solchen falschen, naturwissenschaftlich unhaltbaren Vorstellungen!«

Gewiß ist jeder Familienegoismus verwerflich und eine Verkennung der Hauptaufgabe des Familienbewußtseins, denn dieses hat nur insoweit Berechtigung, als es die Veredelung eines Volkes durch Beförderung aller wertvollen Keimanlagen in den einzelnen Familien erstrebt. Eine solche Förderung kann und darf aber erwartet werden, wenn den Nachkommen vom Kindesalter an tüchtige eigene Vorfahren als leuchtende Beispiele vorgehalten werden können, wenn jeder Abkömmling es als tiefste Schande empfindet, wenn seine Generation hinter den Erfolgen der älteren Geschlechter zurücksteht und wenn endlich, last not least, die Eltern durch eine Familienchronik auf die förderlichen und hinderlichen Keimanlagen ihrer Kinder aufmerksam gemacht werden. Zu diesem



Zwecke müssen freilich die üblichen Familienaufzeichnungen zunächst naturwissenschaftlich umgestaltet werden. Es genügt nicht, zu wissen, daß ein Vorfahr da geboren und dort gestorben sei, den oder jenen Beruf ausgeübt habe, wann und wo er eine Frau genommen habe; die Personalakten müssen weit eingehender sein.

Eine solche Chronik wird daher von vornherein darauf verzichten, auf Ahnen, die vor Jahrhunderten gelebt, zurückzugehen. Am besten fängt man mit solchen an, die man selbst noch gekannt hat oder über die sichere Nachrichten von Zeitgenossen zu bekommen sind, also etwa mit den Großeltern und deren Geschwistern. Man verzeichnet ihr körperliches Aussehen tunlichst unter Beifügung von Photographien, macht Bemerkungen über Haut-, Haar- und Augenfarbe, über alles Ungewöhnliche in der Gestalt und berichtet weiter über ihr Leben, ihre Liebhabereien, Begabungen, Besonderheiten, über ihre Krankheiten und Todesursache. Eine ganz ähnliche Statistik beginnt man mit den Kindern. Hier ist schon nicht gleichgültig, wie die äußeren Umstände während der Schwangerschaft der Mutter mit dem betreffenden Kinde waren, ob die Mutter während dieser Zeit krank war, ob sie genötigt war, viel zu reisen, ob Aufregungen, politische oder soziale Umwälzungen, schreckhafte Naturereignisse in diese Zeit fielen, ob die Geburt leicht oder schwer war. Das Körpergewicht des Neugeborenen, seine ersten Lebensäußerungen, die Entwicklung der Zähne und Sprache, Krankheiten, vor allem Krämpfe, sind von Wichtigkeit. Auf den Spieltrieb, die Farben- und Töneunterscheidung, auf das angeborene bildnerische Talent ist genau zu achten. Während der Schulzeit sind die Lieblingsbeschäftigungen, die Krankheiten, die körperliche und charakterliche Entwicklung zu verfolgen, womöglich unter Zuziehung eines Arztes, vor allem die Veränderungen des Charakters zur Zeit der Geschlechtsreife, desgleichen das Eintreten derselben. Es ist scharf zu beobachten, ob jetzt ein Hang zu allerhand Phantastereien zu bemerken ist, ob Hemmungen der körperlichen und geistigen Entwicklung eintreten, ob ein Sinn für soziale Betätigung erwacht. Die körperliche Entwicklung ist durch Messung und Wägung sowie durch Photographien zu verfolgen, die auch Profilansichten wegen der Form von Nase, Mund, Ohr, Stirn und Hinterhaupt darbieten müssen.

Über sein späteres Leben wird der Betreffende selbst kurz berichten können, vielleicht an Hand eines Tagebuches. Neben Berufserfolgen ist vor allem auf sogenannte Nebenbeschäftigungen zu achten, da die Wahl des Berufes sehr häufig eine erzwungene ist oder durch allerhand Zufälligkeiten veranlaßt wurde. Sozial nützliche Arbeiten,



Stiftungen, Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, desgleichen Sporterfolge sind von Interesse. (Bei den Leistungen ist zu beachten, daß hier das Milieu erheblich mitspielt. Es ist z. B. nicht gleichgültig, ob ein Offizier lediglich Friedensdienste zu tun hatte, oder ob er Gelegenheit erhielt, seine Begabung in einem länger dauernden Kriege zu erweisen. Bei dem Künstler ist oft erst die Nachwelt imstande, den Wert oder Unwert der Leistung zu erkennen.) Des weiteren natürlich Gattenwahl, Zahl und Art der Kinder, Beschäftigungen im Familienkreise, Krankheiten und seelige Veränderungen im Alter, sowie Zeit und äußere Umstände derselben.

Mit solchen Statistiken würde, sobald sie allgemein angelegt würden, außerordentlich wertvolles Material gewonnen für die heute so heiß umstrittene Frage, wie körperliche und vor allem geistige Eigenschaften sich zu vererben pflegen. Man erkennt auch sofort, daß besonders auf die Aufzeichnung angeborener Eigenschaften zu achten ist; der bloße Erwerb oder Nichterwerb von Kenntnissen ist nichts beweisend, da er abhängig ist von der Umgebung, in der der betreffende Mensch aufwächst.

So ist, um einige Beispiele herauszugreifen, das angeborene Erinnerungsvermögen sehr verschieden bei verschiedenen Individuen. Das brauchbarste Gedächtnis ist das, bei dem die Erinnerungen in vollem Zusammenhange sofort und mühelos auftauchen. (Man denke an den Schachspieler, der mit mehreren Gegnern zugleich spielt, ohne deren Spielaufstellung zu sehen, oder an den Gelehrten, der seitenlange Stellen schwer lesbarer Werke aus dem Gedächtnis zitiert, wie etwa der jüngst verstorbene Kuno Fischer in Heidelberg.)

Anderen Menschen gelingt es durch angespanntes Nachdenken, vergessene Dinge, z. B. einen Namen, sich wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. Sie nehmen dann häufig eine ganz sonderbare Stellung, die Denkerhaltung, ein oder machen eigentümliche Bewegungen mit den Fingern, wie man an Rednern, die frei sprechen, beobachten kann. (Bismarck.)

Bei dritten ist auch diese Fähigkeit nicht vorhanden, ihnen fällt ein vergessenes Ding höchstens gelegentlich wieder ein, wenn sie an ganz andere Sachen denken.

Ich erinnere weiter daran, wie außerordentlich verschieden das Gedächtnis von Gesicht und Gehör bei verschiedenen Menschen ist. Das akustische Gedächtnis ist vorhanden bei allen innerlich musikalischen Menschen und ist ganz unabhängig vom Erlernen von musikalischen Instrumenten. Das Gleiche gilt für das Malerauge. Wäre Lenbach zufällig



ohne Hände geboren worden, innerlich wäre er doch der große Maler gewesen, denn das plastische Sehgedächtnis ist angeboren und läßt sich nicht erlernen.

Vielfach beobachtet man, daß Leute, denen dieses plastische Gedächtnis ganz oder fast ganz abgeht, dafür befähigt sind, aus der verwirrenden Masse der Einzelheiten die großen Gesetzmäßigkeiten rasch zu erkennen. Kommen einmal, was sehr selten ist, beide Begabungen vereinigt vor, so werden sie geniale Leistungen hervorbringen.

Die verbale Beanlagung kann durch ein hervorragendes Wortgedächtnis das Erlernen fremder Sprachen äußerst erleichtern, sie kann durch ein feines Gefühl für Rhythmik und Wohllaut eine besondere rednerische Begabung, ein Vermögen, sich leicht in gebundener Sprache auszudrücken, hervorbringen. Ein ebenmäßiger Körperbau, eine scharfe Beobachtungsgabe und rasche Entschlußfähigkeit werden zu hervorragenden Sportleistungen befähigen, ein sicheres Gefühl für Rhythmik, das hinzukommt, den geborenen Tänzer und Schlittschuhläufer ergeben.

Oft lassen sich solche oder andere Fähigkeiten durch Generationen hindurch nachweisen, und ist es in diesen Fällen sehr interessant, wann sie zuerst oder scheinbar zuerst auftraten. Vereinzelte Fähigkeiten haben nur geringen Wert und kommen selbst bei ganz versimpelten Menschen vor. [Es ist beispielsweise sprichwörtlich, daß große Tenöre, große Rechenkünstler häufig vertrottelte Menschen sind.]

Kommen dagegen mehrere oder gar viele solcher einzelnen Geistesanlagen zusammen in einem einzigen Individuum, so darf man von talentvoll veranlagtem Menschen sprechen. Selbst das Genie, das so auffallend häufig mit Wahnsinn verschwistert ist, läßt sich in diese Stufenleiter bringen; die einzelnen schöpferischen Gaben des genialen Menschen sind durch besonders günstige Häufung der Erbgaben talentierter Vorfahren zustande gekommen. Beim Genie kommt freilich zu sehr vielen Einzeltalenten noch ein großes Gestaltungsvermögen, das schöpferische Können, hinzu; es ist die höchste Vereinigung von Fähigkeiten. Auch das Vorkommen von verbrecherisch veranlagten und geisteskranken Menschen läßt sich durch unselige Anhäufung von Charaktereigenschaften, die sich bei nahen Blutsverwandten finden, erklären. Selbst scheinbare Vergiftungskrankheiten, wie Delirium tremens, Morphinismus usw., haben meistens tiefere Ursache. Ist ein ausgeprägter Verlust des Gedächtnisses damit verbunden, so lag gewöhnlich eine epileptische Grundanlage vor, aus deren kaum erkennbaren Anfällen sich z. B. die periodische Trunksucht entwickelte. In anderen Fällen trägt angeborener oder später auftretender



Schwachsinn, ungemein leichte Beeinflußbarkeit die Schuld an der Erkrankung oder, wie das Volk sagt, an dem Laster. Hiermit soll nicht behauptet werden, daß Geisteskrankheiten stets nur ererbt und nie durch äußerliche Einwirkungen verursacht werden könnten. Seitdem erwiesen ist, daß Gehirnerweichung eine Folgekrankheit der Syphilis ist, seitdem man weiß, daß eine gewisse Verblödung mit der Erkrankung oder operativen Entfernung der Schilddrüse in Zusammenhang steht, ist daran nicht zu zweifeln. Daß ferner Gehirn- und Rückenmarkgeschwülste, Hirnhöhlenwassersucht, Hirnerschütterungen durch Sturz mit dem Pferde u. dgl. m. epileptische Anfälle und Verwirrtsein verursachen können, ist auch dem Laien einleuchtend und bekannt. Es braucht daher ein blödsinnig gewordener Syphilitiker nicht erblich belastet gewesen zu sein. Von solchen Fällen abgesehen, ist aber eine Vererbung gewisser Gehirnstörungen außer allem Zweifel, eine Vererbung, die man für normale Fähigkeiten und Talente jederzeit gern zugab, gegen deren Möglichkeit man sich aber sträubt, wenn es sich um die Erbllichkeit geistiger Defekte oder gar um die verbrecherischer Neigungen handelt.

Es würde zu weit führen, wenn ich hier über die, man kann sagen, mathematischen Gesetze der Erbllichkeit, wie sie durch die geistreichen Versuche von Mendel und anderen namentlich an Pflanzen erkannt worden sind, berichten wollte. So viel steht aber auch durch Beobachtungen an Menschen fest, daß einzelne Leute zu ganz bestimmten Verbrechen mehr disponieren als normale, daß diese kriminellen Neigungen ihnen angeboren sind und auch bei ihren Blutsverwandten in abgeblaßtem Maße sich zeigen. Gewiß sind die Eltern und Geschwister von Verbrechern häufig durchaus ehrenwerte Leute, gewiß gehört zum Entstehen einer verbrecherischen Handlung noch die Einwirkung äußerer Umstände, Verführung, Not, Trunkenheit usw., aber das Gleiche beobachtet man auch bei sonstigen »Belastungen«, vor allem den Geisteskrankheiten. Schon gewisse angeborene Sonderbarkeiten und Schrullen, welche das Leben bestimmter Menschen beherrschen, erscheinen wie Schattenbilder bestimmter psychischer Krankheiten. Ich will hierauf etwas näher eingehen. [Für genaues Studium eignen sich die Werke von Binswanger, Lombroso und besonders Sommer, dem ich hier folge.]

Bei manchen Familien findet man als hervorstechenden Charakterzug eine starke psychische Beeinflußbarkeit. Ist diese Charakteranlage mit guten geistigen und Gemütseigenschaften verknüpft, so entstehen die großen sozialen Leistungen, die den Durchschnitt des Menschlichen weit übersteigen. Die pathologische Abart ist die nach diesem Symp-



tome genannte »psychogene Neurose«, bei der es sich um abnorm starke Wirkung von Vorstellungen auf das Nervensystem handelt. Kriminell wird die Anlage, ohne deshalb gerade in jedem Falle zu schweren Verstößen gegen die Gesetzesparagrafen, die auch nichts ein für allemal feststehendes sind, zu führen, wenn Menschen kritiklos jeder Beeinflussung unterliegen, auch der Verwerflichen. Kinder mit solchem Charakter neigen bereits unter dem Einflusse bestimmter Lektüre sehr zu romantischen und exzentrischen Handlungen, die sie in schwere Konflikte mit der Schuldisziplin, dem Elternhause usw. bringen können.

In anderen Familien steckt ein Zug starker motorischer Erregbarkeit. Bei sonst guten körperlichen und geistigen Anlagen werden solche Leute hohe Arbeitsleistung aufweisen und als Sportleute, Offiziere, überall da, wo ein rascher Entschluß von Wert ist, sich hervortun. Auf pathologischem Gebiete entspricht diesem Zuge oft ein epileptisches Grundmoment, das solche Kranke zu gefährlichen Affekthandlungen veranlaßt. Kriminell kennt man ihn als Jähzorn, der den Hauptgrund für die große Zahl der Körperverletzungen abgibt, besonders wenn er mit starker Energie verbunden ist. Bei geringer Energie und schwachen Geistesgaben erzeugt diese motorische Erregbarkeit die ewig zappeligen Menschen, die wie der dumme Aujust im Zirkus immerzu in Bewegung sind, ohne je etwas zu leisten.

In manchen Familien bemerkt man einen peinlich ängstlichen, nachgiebigen Zug, der nach der Stellung des Einzelnen im Leben sehr verschieden beurteilt wird. Was bei dem einen als Nachgiebigkeit, Höflichkeit, Peinlichkeit erscheint, wird bei anderen zur Folgsamkeit, Unterwürfigkeit, Ängstlichkeit, ja zur Entschlußlosigkeit und Charakterschwäche. Nach der pathologischen Seite kann eine solche Anlage zur Neurasthenie, Hypochondrie und Melancholie ausarten. Ein großer Teil der Selbstmörder gehört zu dieser Kategorie. Zwar taucht immer wieder die Lehre auf, daß der Selbstmord auf der richtigen Abwägung zwischen Lebensfreude und -Leid beruhe. Forscht man aber den Einzelfällen nach, so sieht man, daß doch recht häufig eine nervöse Anlage und Neigung zu Gemütsverstimmung bereits angeboren vorlag.

Auch die Art des Selbstmordes läßt dessen pathologischen Charakter oft deutlich erkennen. Während die einen Geisteskranken, die Hysterischen, den Selbstmordversuch stets so einrichten, daß die Möglichkeit des Gerettetwerdens sehr wahrscheinlich bleibt, ziehen andere den umgekehrten Weg vor. Sie gehen mit schweren Steinen an den Füßen bis an den Hals ins Wasser, öffnen nun die Pulsadern, schlucken ein



starkes Gift und geben schließlich einen oder mehrere wohlgezielte Schüsse aus sechsmal geladenem Revolver auf sich ab.

Ein mit dem vorstehenden verwandter Zug ist der der pedantischen Genauigkeit, den man oft als Familiencharakter trifft. In der besten Bedeutung gehört hierzu die außerordentliche Sorgfalt in allen Dingen, die zu vielen wissenschaftlichen Untersuchungen unbedingt nötig ist und große Leistungen hervorbringt, wenn sie mit hohen Geistesgaben verbunden ist. Bei geringem Talente wird sie zur Buchstabengenauigkeit, die den Sinn einer Sache aus dem Auge verliert, oder gar zur Kleinlichkeitskrämerei, die durch Pedanterie allen Mitarbeitern die Lust zur Arbeit verleitet und nur Hemmung und Verwirrung erzeugt. Bei Frauen äußert sie sich in der Scheuer- und Putzwut, die die Umgebung zur Verzweiflung bringt. Pathologisch kann diese Pedanterie bis zur Zwangsneurose und zu unsinnigen kirchlichen Übungen der »Frommen« ausarten. Haben solche Leute größere Gewalt, so können sie durch Erlasse und Verbote ungemein gemeinschädlich wirken, wenn sie auch nicht gefährlich im Sinne des Verbrechers genannt werden können. Stets werden sie ihre Angehörigen, ihre Dienerschaft, ihre Mit- und Unterarbeiter aufs äußerste quälen und ihnen das Leben vergällen.

In nicht wenigen Familien beobachtet man eine starke nervöse Reizbarkeit, verbunden mit rascher Ermüdung. Schon am Kinde macht sich dieselbe bei Spiel und Arbeit deutlich bemerkbar. Solche Individuen sind nach geringer Anstrengung gereizt und auffällig erschöpft. Derartige völlige Erschlaffung kennt der normale Mensch auch nach stärkster Anstrengung gar nicht.

Die Arbeitsleistung der »nervösen« Personen ist daher im großen und ganzen weit unter der Norm.

Alle Ziele, deren Erreichung nicht nur ein Aufflackern der Energie, nicht bloß eine flüchtige, dann oft sehr bedeutende Kraftanstrengung, sondern Beharrlichkeit, Ausdauer, Zähigkeit, stetiges, zielbewußtes Wollen und Handeln erheischt, sind für solche Menschen unerreichbar.

Sind derartig veranlagte Personen durch materielle Mittel in der Lage, keinem Berufe ernstlich nachgehen zu müssen und sich den aufreibenden Existenzkampf zu ersparen, so rekrutieren die aus dem Weltgetriebe sich flüchtenden einsamen Träumer, Dichter, Philosophen, Gefühlsschwärmer und Mystiker.

Andernfalls die Arbeitsunfähigen, die Leute, die stets »Pech« haben bei Geschäften, die witzigen Eckensteher der Witzblätter.



Zu der pathologischen Abart gehört das Heer der hysterischen reichen Damen, zu der kriminellen das der perversen Genußmenschen.

In wieder anderen Familien beobachtet man einen ausgesprochenen Sammeltrieb. Wir hätten kaum irgend ein Kunst- oder wissenschaftliches Museum, wenn dieser angeborene Trieb, der bereits weit in der Tierreihe zurück beobachtet werden kann, nicht so stark verbreitet wäre. Haben solche Sammler große Arbeitsfähigkeit, hervorragende Kenntnisse, feines Stilgefühl, so werden sie ganz außerordentliche Leistungen auf dem Gebiete des Sammelns aufweisen. Kommt ein gewisser sozialer Sinn hinzu, so werden ihre Namen unter den großen Stiftern und Bürgern der Gemeinden und Staaten jahrhundertlang glänzen. Pathologisch kann dieser Trieb, zumal bei geringer Begabung, zu schmutzigstem Geize ausarten, der den Betreffenden schließlich selbst zwischen seinen »Schätzen« verhungern läßt. Kriminell wird der Trieb, wenn er habgierig sogar fremdes Eigentum sich aneignet, pathologisch zugleich dabei, wenn er auch solche Gegenstände wegnimmt, die für ihn gar keinen Wert haben oder die bei seinen Vermögensverhältnissen jederzeit leicht auf ehrliche Weise von ihm erworben werden könnten.

Ein anderer familiär auftretender Zug ist ein mißtrauisches, hinterhältiges Wesen. In gemilderter Form tritt es als Klugheit, Skepsis und Vorsicht auf, die den Betreffenden vor manchen Gefahren des Lebens vortrefflich schützt. Bei Gelehrten hat der Zweifel oft zu großen neuen Entdeckungen geführt, er wird ja als der Vater allen Wissens bezeichnet. Pathologisch artet er zu äußerstem Mißtrauen in alles und jedes aus und kann bis zum paranoischen Verfolgungswahn sich steigern, den oft eine Periode des gesteigerten Mißtrauens einleitet. Auch die Prozeßwut, in milderer Form die unleidliche Rechthaberei und Verlogenheit, gehört in diese Kategorie. Daß solche Leute, zumal bei böartigem, grausamem Grundcharakter, zu gefährlichen Verbrechern werden können, liegt auf der Hand.

Ich könnte diese Reihen noch fortsetzen, ich will aber schließen mit der ausdrücklichen Betonung, daß es auch solche Geisteskrankheiten gibt, bei denen der Charakter völlig geändert wird, und daß man daher mit Rückschlüssen sehr vorsichtig sein muß. Die hier kurz besprochenen Degenerationserscheinungen sind, in leichtem Maße, außerordentlich weit verbreitet. Es dürfte kaum eine Familie geben, in der nicht bei einzelnen Mitgliedern Charaktereigenschaften ein wenig nach der pathologischen Seite abirrten. Was soll da die Festnagelung solcher Schrullen in Familienchroniken nützen?



Zunächst wird durch die Aufzeichnungen das Erbübel klar erkannt und der Blick der Eltern für gewisse angeborene Triebe der Kinder geschärft, so daß sie deren krankhafter Entwicklung in den allerersten Anfängen entgegenarbeiten können. Das wichtigste Gegenmittel ist freilich Auslese bei der Eheschließung. Ich habe in früherem Abschnitt betont, in welcher Weise der Staat durch Zwang hier eingreifen könnte. Viel wirksamer als der Zwang, der stets von bedenklichen Eingriffen in die Freiheit eines jeden begleitet sein wird, wäre die freiwillige Entschließung der Besonnenen infolge der gewonnenen Einsicht in die inneren Gründe der Degeneration. Wer sich selbst oder seine nächsten Blutsverwandten von gefährlichen erblichen Belastungen nicht frei weiß, muß sich der entsetzlichen Verantwortung voll bewußt werden, die er für die Zukunftsgeneration der Familie übernimmt, wenn er Kinder erzeugt. Hier wäre seine heiligste religiöse Verpflichtung der Familie wie den Mitmenschen gegenüber zu suchen. Er muß sich ferner darüber klar sein, ob die Beweggründe, die ihn zur Eheschließung trieben, vor dem Richterstuhle der Nachwelt standhalten. Was er sät, werden spätere Geschlechter unfehlbar ernten. Wer in der Heirat Geld und Besitz, Stand, Titel und ähnliche Äußerlichkeiten als höchsten Gewinn erstrebt, muß sich der Gefahr bewußt werden, die er durch solche »Verstandesheirat« für sich und besonders für seine Nachkommen läuft, wenn die zu heiratende Person oder deren Familie krank oder degeneriert ist. Bei aller Achtung vor dem großen Wert der äußeren Lebensbedingungen muß jeder klar vor Augen haben, daß das Wohl der Nachkommen viel mehr als von solchen Glücksgütern von der Beschaffenheit der Keimelemente abhängt, die allein und nicht selten trotz der Ungunst äußerer Umstände hervorragende Persönlichkeiten entstehen lassen.

Wenn die einsichtigen Menschen aller Stände das Ideal der körperlichen und geistigen Tüchtigkeit als das höchste Ziel bei der Gattenwahl erfassen, werden sie ein viel besseres Mittel gegen die Degeneration der Nachkommen erlangen, als wenn sie sich allein auf die gewiß nicht zu unterschätzenden äußeren Güter oder die Zwangsmittel des Staates verlassen.

Gegen die fortschreitende Degeneration, die sich in der unheimlich steigenden Zahl der Geisteskranken und — der Verbrecher bemerkbar macht, hilft am sichersten der eigene entschlossene Wille, der Wille zur Schaffung eines Adels im naturwissenschaftlichen Sinne. Nur solche Familien dürfen freilich zu diesem Adel gezählt werden, die Generationen



hindurch ein geistig und körperlich hervorragendes Geschlecht und Leistungen im Interesse der Menschheit aufzuweisen haben. Für solche wird die Vermählung zum wahren Sakramente werden, nicht im Sinne der mittelalterlich beschränkten Kirche, aber in dem höheren Sinne, daß dieser Schritt nur unternommen wird, wenn alle Bedingungen nach menschlichem Ermessen gegeben sind, daß das zu erhoffende neue Geschlecht gute Keimanlagen erhält. Diesem kommenden Geschlecht die Wege zu bahnen, ihm nach bestem Wissen und mit allen Kräften voranzuhelfen, müßte das junge Paar aufs feierlichste geloben, und diesem Schwure müßte es nachleben. Dann behalten die Pessimisten, die uns in Romanen und auf der Bühne die unaufhaltsam nahende Götterdämmerung der Kulturvölker predigen, nicht recht, denn ein neuer Menschheitsadel wird in immer größerer Körper- und Geistesschönheit erblühen. Wie herrlich sollte es sein, wenn auch Nachkommen unserer Familie in späteren Jahrhunderten zu diesem Adel gezählt werden könnten.

Edel sei der Mensch,  
Hilfreich und gut.  
Denn das allein  
Unterscheidet ihn  
Von allen Wesen,  
Die wir kennen.

Goethe.